

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das teuflische Ultimatum

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Das teuflische Ultimatum

John Sinclair Nr. 672

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 21.05.1991

Titelbild von San Julian

Sinclair Crew

Das teuflische Ultimatum

Die leichte Metallbrücke ächzte im Nachtwind wie ein angeschossenes Tier. Unter ihr kräuselte sich eine teerschwarze Fläche, ein dunkler, stillgelegter Kanal, ein Wasserarm, auf dem noch vor sich hinrostende Schiffe lagen oder flache Kähne stumm vor sich hindümpelten.

Die Brücke war an den Ufern durch Trossen befestigt, sie galt mehr als Provisorium, und ausgerechnet sie war für Suko wichtig, denn man hatte sie ihm als Treffpunkt genannt.

Er sah den Kerl und sah sein boshaftes Grinsen. Suko wußte nicht genau, ob man ihn in eine Falle locken wollte, er ging allerdings davon aus, auch wenn es Landsleute gewesen waren, die zu diesem Treffen »gebeten« hatten.

Der Kerl grinste auch weiter, hockte auf dem Geländer und hatte ein Bein schräg hinter einen Geländerstab verhakt. Seine rechte Hand bewegte er wie im Takt einer nur für ihn hörbaren Musik. Bei jeder Bewegung blitzte etwas auf, das sich wie ein Ring um seine Hand spannte.

Suko sah die Bewegungen und hielt sie nicht für besonders tragisch. Er kannte diese und ähnliche Typen, die sich durch bestimmte Handlungen selbst Mut verschaffen wollten.

An vier verschiedenen Stellen flitzte etwas senkrecht aus dem Metallring hervor.

Suko konnte trotz der miesen Beleuchtung erkennen, daß aus dem Ring vier Messer geschnellt waren.

Das sah schon böser aus…

Der Inspektor ging trotzdem weiter. Es wäre ein Fehler gewesen, Angst zu zeigen. Sollte es eine Falle sein, hatte es auch keinen Sinn, zurückzulaufen. Irgendwo würden andere auf ihn lauern und dann zuschlagen.

Daß die Chemie zwischen Suko und dem grinsenden Kerl nicht stimmte, war dem Inspektor klar. Er stoppte nicht und betrat die Brücke, an der eine Bogenlampe schaukelte, deren Licht über die Gestalt hinwegstreute.

Der Mann trug auf dem Kopf eine flache Mütze. Darunter sah sein Gesicht sehr breit und flach aus.

Ein Wollpullover und eine lange Hose vervollständigten die Kleidung. Besonders auffällig war der breite schwarze Gürtel, der stark genug war, um noch mehr Waffen aufzunehmen. Erkennen konnte Suko sonst niemanden. Er schritt über die Brücke, deren Untergrund aus Metallstreben bestand und so wirkte wie eine große Schiene. Zwischen den Bohlen öffneten sich Zwischenräume, aber nie so breit, als daß ein Mensch hätte hindurchrutschen können.

Den Namen des Mannes kannte Suko nicht. Der Kerl hatte sich zwar vorgestellt, aber Knife - Messer - hieß man normalerweise nicht. Das war ein Pseudonym, ein Kampfname, den man trug, wenn man irgendeiner Bande angehörte.

»Komm ruhig näher, Vetter!«

Suko hob die Augenbrauen. Die Chinesen hatten die Angewohnheit, sich außerhalb des Reichs der Mitte als »Vetter« anzureden. Sie wollten damit das Gefühl der Zusammengehörigkeit untermauern.

Suko schielte nach rechts und links. Er sah keine weiteren Aufpasser, nur Knife spielte mit seinem Killer-Instrument und ließ es mit den ausgefahrenen Messern um seine Hand kreisen.

Kurz schaute er über die Schulter zurück.

Nichts war zu sehen. Keiner kam hinter ihm her, auch das Wasser unter der Brücke bewegte sich kaum. Der Kanal sah auf seiner

Oberfläche aus, als hätte man ihn frisch geteert.
Knife gab sich locker. Er pfiff einen Schlager, dessen Melodie abbrach, als Suko ihn fast erreicht hatte. Etwa eine halbe Körperlänge entfernt blieb er vor dem anderen stehen.
Die Bewegung der rechten Hand stoppte. Nichts kreiste mehr, aber die Messer schauten hervor. Wie zufällig waren die Spitzen auf den Inspektor gerichtet.
Es war keine typische Januarnacht. Der Himmel zeigte sich wolkenschwer, Kälte war kaum vorhanden. Wenn Wind wehte, dann aus südlicher Richtung, es war einfach viel zu warm. An der Küste hatte es gestürmt, aber in London war es ruhig geblieben.
Suko nickte. »Okay, Knife, ich bin gekommen. Selbst zu dieser Stunde. Was ist der Grund.«
»Du sollst uns helfen, Vetter.«
»Wobei?«
Knife lachte girrend. »Wir haben da ein Problem, und wir haben uns an dich erinnert.«
»Wer ist wir?«
»Na ja, deine Vettern.«
»Das glaube ich dir nicht.«
Knife tat überrascht. »Warum denn nicht, verdammt? Wir müssen zusammenhalten. Schwere Zeiten kommen auf uns zu. Du bist unser Mann, Suko. Wir haben uns vorgestellt, in das Geschäft einzusteigen. Allein auf Grund deiner Herkunft bist du verpflichtet, etwas für uns zu tun. Das sind wir uns einfach schuldig.«
Suko hob die Schultern. »Im Prinzip gebe ich dir recht, aber es gibt Grenzen.«
»Tatsächlich?«
»Ja, mein Freund. Wenn es darum geht, etwas Ungesetzliches zu tun, mache ich nicht mit. Wahrscheinlich hast du dich über meine Person informiert. Du weißt, wer ich bin, du weißt, auf welcher Seite ich stehe. Da ist nichts drin.«
Knife lachte. »Gut gesprochen, Suko, sehr gut sogar. Dabei weißt du nicht, um was es geht.«
»Ich kann es mir denken.«
»Dann sag es.«
»Wer mich so anspricht, verlangt ungesetzliche Dinge und Taten von mir.«
Der Kerl schaute auf seine vier Messer. Er spitzte die Lippen. Für einen Moment sah es so aus, als wollte er die Spitzen der Messer küssen, dann drehte er den Kopf zur Seite und lachte. »Du solltest wirklich umdenken, Vetter. Du bist so lange in London und hast noch immer nicht begriffen. Oder du hast alles vergessen.«
»Was denn, zum Beispiel?«

»Daß wir zusammengehören.«

»Ich werde jedem helfen, der in Not ist, das kann ich dir garantieren. Nur gibt es Grenzen.«

Knife schaute Suko an. »Grenzen, sagst du.« Er öffnete den Mund, redete nicht, sondern zog mit der Zungenspitze die Konturen seiner Lippen nach. Dann nickte er. »Ja, Suko, es gibt Grenzen, da gebe ich dir recht. Aber die setzen wir.«

Der Inspektor lächelte. »Ihr also? Dann stehst du nicht allein, aber das habe ich mir schon gedacht.«

»Nein, ich bin nur das kleine Rad im Getriebe.«

»Und wer bewegt es?«

»Leute, die mächtiger sind als ich. Viel mächtiger. Muß ich dir das alles noch sagen?«

»Es wäre gut.«

»Die wirst du noch kennenlernen. Wir jedenfalls sind gekommen, um gewisse Geschäfte zu übernehmen.«

Obwohl er sich nicht konkret ausgedrückt hatte, wußte Suko mit neunzigprozentiger Sicherheit, um was es ging. Er dachte an den Rauschgifthandel, der bisher von der Mafia kontrolliert worden war, aber die Ehrenwerte Gesellschaft hatte in der letzten Zeit Konkurrenz bekommen, denn andere Banden drängten auf den Markt. Keine Weißen, keine Europäer, es waren Asiaten, die immer stärker aufkamen und die sich noch gewalttätiger und rücksichtsloser zeigten als die Mafia.

Diese Banden nannte man Triaden. Zumeist stammten sie aus Südostasien, aber auch andere mischten mit, wie eben die Chinesen, und sie waren dabei, den Markt zu erobern und nach dem Ausscheiden der Mafia alles unter sich aufzuteilen. Es ging ihnen vor allen Dingen um die Zentren, die großen Städte, wo sie ihre Zentralen errichteten. Da war New York wichtig wie London, Paris, Madrid, Berlin oder Rom.

Es tat sich etwas im internationalen Rauschgiftgeschäft. Die Mafia, verkrustet in alten Hierarchien und Strukturen, mußte Einbußen hinnehmen und mit ansehen, daß die Mitglieder der Triaden ihr überlegen war. An Schläue, an Brutalität und auch an Zusammenhalt.

In London regierte Logan Costello bereits seit Jahren wie ein großer, unumschränkter Herr. Er war der Supercapo, er kontrollierte das Verbrechen, doch auch er würde kalte Füße bekommen, wenn die Triaden einmal richtig zuschlugen und damit begannen, seine Mannschaft zu dezimieren und *ihre* Leute auf die Posten zu setzen.

Die Mafia geriet in Panik. Da wurden Pläne geschmiedet, wie man den Triaden Paroli bieten konnte.

Obwohl Suko nicht direkt mit diesen Problemen konfrontiert wurde, war er darüber informiert. Die Kollegen aus anderen Abteilungen

hatten bei Konferenzen oft genug darüber gesprochen, auch international wußte man über die neuen Machtstrukturen Bescheid, und man reagierte sehr bedrückt.

Die Mafia war zwar keine feine Gesellschaft, aber man wußte bei ihr wenigstens, woran man war.

Bei den Triaden lag das anders. Sie besaßen einen noch stärkeren Zusammenhalt, und sie verteidigten ihre asiatische Mentalität, in die sie keinen Europäer hineinblicken ließen.

Wer als Gesetzeshüter ein Mitglied der Triaden fing, biß auf Granit. Keiner redete, keiner ließ sich einschüchtern, man schwieg und lächelte höchstens, auch dann, wenn man in den Tod ging.

»Du sagst nichts, Vetter?«

»Ich denke über eure Geschäfte nach.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Knife grinste wieder. »Sie sind sehr lukrativ. Wir haben nach neuen Möglichkeiten gesucht, nach Marktnischen, und wir haben sie gefunden.«

»Rauschgift.«

»Vielleicht.«

»Dir muß klar sein, daß wir keine Bandenkriege mögen«, sagte Suko. »Wir werden sie auch zu verhindern wissen.«

Knife schüttelte den Kopf. »Nein, Vetter, nicht du und auch nicht deine weißen Kollegen. Dir könnte ich so etwas noch zutrauen, doch deinen Kollegen bestimmt nicht. Die haben eine andere Erziehung genossen, die besitzen keinen Zusammenhalt mehr, aber wir gehören zusammen, deshalb haben wir uns an dich erinnert.«

Suko mußte ebenfalls lächeln. »Du willst also, daß ich mich auf eure Seite stelle.«

»So ist es.«

»Ein Irrtum. Ich habe mich einmal für einen bestimmten Weg entschieden, dabei bleibe ich. Auch wenn du aus China stammst, du hast dich den Gesetzen zu beugen wie alle anderen auch. Sag das deinen Kollegen, Knife. Keiner von euch soll mir über den Weg laufen. Ich würde keine Rücksicht kennen.«

Knife hatte mit starrem Gesicht zugehört. »Das ist aber schlecht«, flüsterte er, »sehr schlecht sogar. Ich hätte dich für vernünftiger und kooperativer gehalten.«

»Es ist zu deinem Besten, Vetter.«

»Nein, nicht für mich! Auch ich habe einen bestimmten Weg eingeschlagen, Suko.«

»Dann sind wir Feinde.«

»Schade.« Knife bewegte sich rutschend über das Geländer hinweg. Er blieb auf den Planken stehen. Seine Augen funkelten im Licht der Laterne. »Ich hätte dich für schlauer gehalten, Vetter, wirklich für schlauer.«

»Was willst du?«
»Ich könnte andere Methoden anwenden. Schau auf meinen Schlagring. Ich habe ihn mir extra anfertigen lassen. Man nennt mich nicht grundlos Knife, denn mit den Messern kann ich ausgezeichnet umgehen. Hast du schon mal Gesichter gesehen, die in meine Messer hineingelaufen sind? Die ihnen im Weg standen?«
»Nein, und die will ich auch nicht sehen.«
»Wahrscheinlich mußt du das bald, Vetter. Nämlich dann, wenn du dein eigenes im Spiegel betrachtest, falls du dazu noch kommst. Ich habe dir eine Chance gegeben, du hast sie nicht genutzt.«
Suko wußte, daß nun der zweite, wesentlich gefährlichere Teil der »Unterhaltung« folgte. Er hatte nichts anderes erwartet. Diese Typen kannten nur den einen Weg der Überzeugung.
Er schaute kurz zurück. Hinter ihm war nichts, bis auf die alte Brücke. Knife hatte seinen Blick bemerkt. »Keine Sorge, Vetter, wir sind ganz allein.«
»Wie schön.«
Mit zwei Fingern der freien Hand winkte er. »Na komm, Vetter, komm her zu mir.«
»Ich will nicht kämpfen.«
»Hast du das auch verlernt?«
»Bestimmt nicht, aber ich halte mich an gewisse Regeln. Ich mag die Gewalt nicht.«
»Erziehung?« höhnte Knife.
»Kann man sagen.«
Da schoß die rechte Hand vor. Die Messer jagten auf Suko zu. Vier gespreizte, spitze Stäbe, die sein Gesicht bis zur Unendlichkeit zerstört hätten.
Knife war schnell, doch noch schneller reagierte Suko, der zurücksprang und blitzschnell seine Beretta hervorholte. Über die messerbewehrte Hand zielte er hinweg und sah, daß der Chinese vor ihm buchstäblich zu Stein erstarrte.
»Reicht das?«
Knife lachte. Sein gefährlicher Arm sank nach unten, er ließ die Hand auspendeln. »Ja, du bist gut.«
»Zu gut für dich.«
Knife verbeugte sich und breitete dabei die Arme aus. »Das weiß ich nicht, Vetter. Ein Sonnenstrahl macht noch keinen Morgen. Es geht weiter, ganz bestimmt sogar.«
»Für uns nicht.«
»Sei dir nicht zu sicher.«
Suko hob die Schultern. »Was du getan hast, ist ungesetzlich. Bewaffneter Angriff auf einen Polizeibeamten. Das reicht, um dich festzusetzen. Ich werde es auch tun.«

Knife deutete auf seine Brust. »Mich?«
»Wen sonst?«
»Du meinst es ernst, du meinst es tatsächlich ernst. Ich erkenne es an deinen Augen. Aber darüber kann ich nur lachen, verdammt, ja, nur lachen, Vetter.«
Bei seinen Worten wich er zurück. Er kümmerte sich nicht um die Waffe, hielt die Arme halb erhoben und ging rückwärts dem anderen Ufer des Kanals entgegen.
»Noch einen Schritt, dann schieße ich!«
Knife blieb stehen, was Suko wunderte. »Wo willst du mich denn treffen?«
»Keine Sorge, du wirst überleben.«
»Wie tröstlich.« Knife bewegte den Kopf. Über das Geländer schaute er hinweg, als würde er damit rechnen, aus der Tiefe Hilfe zu bekommen. Suko gefiel der Mann nicht. Das hatte noch nicht einmal etwas mit dessen Persönlichkeit zu tun, er mochte die Sicherheit nicht, die Knife zur Schau trug.
Dieser schlanke Typ hielt noch etwas in der Hinterhand. Das Gelände lag einsam, hierher verirrte sich kaum jemand. Zudem bot es genügend Schlupfwinkel für andere, die einen Hinterhalt legen wollten. Suko wußte auch, daß sich die Mitglieder der Triaden lautlos bewegen konnten. Sie kämpften aus dem Hinterhalt. Sie waren nicht zu sehen, tauchten urplötzlich auf und killten.
Er ging trotzdem zurück.
Suko hob die Waffe. Er war fest entschlossen, den Mann zu stellen und zum Yard zu schleppen. Die Kollegen würden sich freuen, ein Mitglied der Triaden geliefert zu bekommen.
Plötzlich sprang Knife in die Höhe. Mit einem sehr eleganten, elastischen Sprung. Er schnappte nach einem rostigen Brückenpfeiler, Suko hörte sein Lachen, er lief vor, um eine bessere Schußposition zu bekommen - und tat genau das Falsche.
Es war eine bestimmte Bohle, die alles auslöste, die so etwas wie eine Falle war.
Sie fiel unter Sukos Füße weg, als wäre sie nie vorhanden gewesen, und der Inspektor verlor den Halt.
Senkrecht fiel er in die Tiefe!

***

Er hatte noch das Knacken der brechenden Bohle im Ohr, als ihn auch das Gelächter des Mannes erreichte. Das machte ihn noch munter, und Suko reagierte blitzschnell.
Bevor er in den Kanal hineinfiel, riß er die Arme hoch und klammerte sich am Rand einer anderen Bohle fest. Die Waffe landete unter ihm mit einem Klatschen im schmierigen Wasser, denn er

brauchte beide Hände, um sich halten zu können.
Der Zwischenraum war nicht zu groß und nicht zu klein. Suko paßte mit seinem Körper genau hinein und hatte sogar noch etwas Bewegungsfreiheit bekommen.
Aber er befand sich- trotzdem in einer mehr als schlechten Position. Und er mußte schneller sein als Knife.
Suko schaffte es nicht.
Halb hatte er sich in die Höhe gestemmt, schaute mit dem Kopf über den Bohlenrand hinweg, auch sein Hals und ein Teil der Brust waren sichtbar, genau das richtige Ziel für Knife, der sich gelöst hatte und plötzlich vor ihm hockte.
Die rechte Hand vorgeschoben, zeigten die Spitzen der vier Messer auf Sukos Hals.
»Was sagst du jetzt, Vetter?«
Suko schwieg. Er hatte Mühe genug, sich in dieser Stellung zu halten, denn sie kostete ihn Kraft.
»Pech, nicht?«
»Kann sein. Was willst du?«
»Ich könnte dich killen.«
»Dann tu es.«
»Aber du bist mein Vetter.«
»Hör auf mit dem Quatsch!«
Knife grinste wieder. »Ich habe einen anderen Auftrag. Kannst du dir vorstellen, daß du für uns wertvoll bist, Suko? Sehr wertvoll sogar. Aber das wirst du noch erleben.«
»Dann laß mich hoch!«
Knifes Augen blitzten. »Nein, hier dirigiere ich. Noch sehen deine Hände gut aus, nicht wahr?«
Suko schielte nach unten. Mit beiden Händen umklammerte er den Rand der Bohle, und er sah auch, wie seine Finger zitterten. Diese Haltung war unnatürlich, er mußte sie so rasch wie möglich verändern, was der andere aber nicht zulassen würde. Hier konnte nur das getan werden, was er wollte.
Knife senkte seine rechte Hand. Er kippte sie kurzerhand ab, und plötzlich schwebten die vier Messer über Sukos straff gespannter Haut. Nicht einmal eine Fingerlänge Distanz befand sich zwischen ihnen. Ein kurzer Stoß nur, und Sukos Hände waren fürs Leben gezeichnet.
»Na…?« Er genoß seinen Triumph und verzog sein Gesicht abermals zu einem breiten Grinsen.
»Was willst du?« keuchte der Inspektor. »Okay, du hast diesen Part gewonnen.«
»Ich könnte deine Hand zerstoßen.«
»Dann mach es!«
»Nein, Vetter, ich bin nicht so. Wir sind nicht so. Wir brauchen dich,

Vetter. Ich hoffe, du wirst dich an uns erinnern, wenn es soweit ist. Das hoffe ich sehr.«

»Ich werde oft an euch denken.« Suko sprach und atmete dabei sehr schnell.

»Kann ich mir denken, Vetter, denn Niederlagen schmerzen. Aber so habe ich es nicht gemeint. Du sollst dich an uns erinnern, wenn wir es wollen.«

»Zusammenarbeit?«

»Ja, Vetter, das bist du dir schuldig. Du stammst aus dem Reich der Mitte, wir ebenfalls. Da muß man zusammenhalten. Aber das muß ich dir nicht immer sagen.«

Suko hatte den Kopf etwas zurückgelegt. Er forschte im Gesicht des Mannes nach. Suchte nach dem Ausdruck von Tücke und Hinterlist, doch die Züge verrieten nichts.

»Nun?«

»Hör auf, verdammt, ich…«

Da stieß er zu. Vier Messer sausten nach unten. Sie hätten Sukos Hand zerteilt, aber der Chinese gab ihr eine andere Richtung, so daß sie in die Bohlen stießen.

Suko erschrak trotzdem. Er hatte seine Rechte zurückgezogen, hielt sich nur mehr mit der Linken fest, verlagerte sein Gewicht und rutschte tiefer. Dabei bemerkte er, wie sich die Bohle durchbog, und gleichzeitig spürte er auch die Glätte des Materials, denn Dunst und leichte Nebelschleier hatten einen feuchten Film hinterlassen.

Er rutschte ab.

Wie ein Stück Eisen fiel er in die Tiefe. Noch einmal schaute er hoch, sah innerhalb des Bohlenausschnittes das grinsende Gesicht des Chinesen, das zugleich einen sehr zufriedenen Ausdruck zeigte.

Er hatte wohl nichts anderes gewollt.

Suko tauchte ein.

Zuerst mit den Füßen, dann lag der eiskalte Ring plötzlich um seinen Körper. Er hatte den Eindruck, in Beton getaucht zu sein und nicht in Wasser.

Luft hatte er noch holen können. Starr schoß er dem Boden entgegen, den er sehr schnell erreicht hatte, denn seine dicht zusammengelegten Beine rammten mit den Füßen zuerst in den weichen Schlamm des Kanals. Die Beine verschwanden dort fast bis zu den Knien.

Sumpf und Dreck vermischten sich wie gierige Klauen, die Suko festhalten wollten.

Er strampelte sich frei. Auch wenn er die Augen geöffnet hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen, etwas zu erkennen. Die Umgebung war einfach zu finster.

Suko wußte auch, daß er nicht allzu lange in dieser kalten Brühe bleiben durfte. Die Unterkühlung war vorprogrammiert, so schnell wie

möglich das Ufer erreichen und ins Freie klettern, das war seine Alternative.

Suko schwamm weg, nachdem er sich freigetreten hatte. Etwas Langes strich durch sein Gesicht.

Irgendein Dreckfaden, den er sicherlich beim Eintauchen aufgewirbelt hatte.

Die Orientierung hatte er verloren. Er mußte auftauchen und sich umschauen. Aber er wollte gleichzeitig so weit wie möglich von der Kanalbrücke wegschwimmen.

Seine Beretta konnte er vergessen, die lag im tiefen Schlamm und war so leicht nicht aufzufinden.

Unter Wasser schwamm Suko so lange, bis ihn der Luftmangel an die Oberfläche zwang. Er durchstieß sie mit seinem Kopf, merkte schon jetzt, wie sehr er sich in dem eiskalten Wasser abkühlte.

Suko schleuderte das Dreckwasser aus Gesicht und Haaren. Die alte Brücke lag hinter ihm. Er befand sich ungefähr in der Mitte des Kanals. Auf dem primitiven Übergang entdeckte er keine Bewegung. Geländer und Weg lagen ruhig. Nichts tat sich dort. Auch der Kerl mit den Messer war verschwunden.

Für Suko ergab dies alles keinen Sinn. Das konnte es doch nicht gewesen sein. Ihn auf die Brücke zu bestellen und dafür zu sorgen, daß er in den Kanal fiel. So viele Umstände wegen eines einzigen Vorgangs?

Für ihn wurde es nun Zeit, ans Ufer zu kommen. Mit weit ausgreifenden Kraulbewegungen näherte er sich seinem Ziel. Das gegenüberliegende Ufer hatte er anvisiert, auch wenn er dann einen großen Bogen schlagen mußte, um seinen Wagen zu erreichen.

Die Gefahr sah er nicht. Neben ihm tanzten kleine Blasen auf der Oberfläche, vorn erschienen sie auch, dann an der rechten Seite, der Angriff aber erfolgte von hinten.

Zwei Hände griffen zu, hart wie Klammern. Unnachgiebig umschlossen sie die Gelenke.

Als Suko die erste Schrecksekunde überwunden hatte, versuchte er sich zu befreien. Er wollte treten, aber die Hände waren stärker. Noch zwei kamen ihnen zu Hilfe, so daß Sukos Chance überhaupt nicht mehr vorhanden war.

Jemand zerrte ihn in die Tiefe. Für einen Moment gelang es ihm, den Kopf über Wasser zu halten.

Dicht vor seinem Gesicht sah er ein monströses Etwas hochtauchen.

Ein Gesicht verborgen hinter einer Tauchermaske. Die beiden Arme schnellten auch aus dem Dreckwasser, und Fäuste hämmerten gegen Sukos Schädel.

Zwar war er noch weggetaucht, so daß die Schläge etwas gedämpft wurden, viel hatte es jedoch nicht gebracht. Suko merkte, wie er mit

dem Bewußtsein zu kämpfen hatte. Es gelang ihm noch, den Mund krampfhaft geschlossen zu halten, damit kein Wasser in seine Kehle drang, aber er trudelte gleichzeitig weg wie ein beschwertes Stück Holz.

Weit war der Grund nicht entfernt.

Unterwegs wurde er abgefangen. Eine Gestalt umklammerte ihn. Vor seinem Gesicht blubberten Blasen in die Höhe. Er spürte Hände an seinem Körper, rechnete mit Messerstichen und schaffte es nicht einmal mehr, sich zu bewegen.

In seinem Kopf explodierte etwas. Farben sprühten auseinander, dahinter lag eine tiefe, schwarze und sehr breite Wand. Die kippte plötzlich nach vorn.

Von da an wußte Suko nichts mehr…

***

Etwas glitt über sein Gesicht. Es war feucht wie Wasser, aber längst nicht so kalt, sondern von einer gewissen Wärme erfüllt. Von der Stirn bis hinunter zum Kinn rann diese ungewöhnliche warme Feuchtigkeit, während der übrige Körper nichts anderes als eine Insel der Kälte war, die Suko umklammert hielt.

Er spürte sie wie Schmerzen. Er zitterte, er bebte, er merkte, daß der Nebel um ihn herum allmählich zur Seite wich und er sich deshalb traute, seine Augen zu öffnen.

Blitzschnell schloß er sie wieder, denn der Lappen ließ auch diese nicht aus.

Dennoch wollte er nicht mit geschlossenen Augen liegenbleiben. Der Überlebenswille keimte in ihm hoch. Er wollte nicht erfrieren!

Seine Füße und Beine spürte er kaum noch. Um ihn herum schien ein Eispanzer zu liegen.

Du mußt dich bewegen! Du mußt dich einfach bewegen, sonst bleibst du hier liegen und erfrierst!

Das war sein einziger Gedanke.

Zuerst öffnete er die Augen - und schaute direkt in zwei andere Augen hinein. Da leckte ihm schon jemand das Gesicht. Ein Hund. Die Berührung hatte ihn geweckt, und als Suko sich zu bewegen versuchte, da merkte er, daß er festklemmte.

»Laß es sein, Bruder«, sagte eine tiefe Baßstimme. »Ich habe dir meine Decke überlassen, sonst wärst du erfroren!«

Die Stimme erreichte ihn von links. Suko schaute hin, sah zunächst nichts, bis plötzlich die kleine Flamme eines Feuerzeugs aufflackerte und ein Gesicht aus der Finsternis holte.

Ein Schlapphut gegen die Kälte, ein wilder Bart, ein Mann in einen dicken Mantel gehüllt, an dem der Schmutz der Jahre klebte. Ein Stadtstreicher hatte ihn zu sich in seinen Winkel gezogen und hob eine

Flasche an.
»Auch einen Schluck?«
»N… nein…«, bibberte Suko, der Schüttelfrost bekommen hatte.
»Ist eine schlechte Zeit, um zu baden«, sagte der Mann. »Eine verdammt schlechte.«
»Danke«, sagte Suko.
»Wofür?«
»Dafür, daß du mich rausgeholt hast, Partner.«
Der Stromer trank einen Schluck von seinem Gesöff und mußte kratzig lachen. »Aber das war doch nicht ich.«
»Wieso? Wer dann?«
»Drei Taucher!«
»Was?«
»Kannst mir glauben, Partner. Die haben dich gerettet und schleppten dich an Land. Da ließen sie dich liegen. Ich habe dich dann hier in Deckung gezogen. Das ist der Eingang zu einem alten Fabrikschacht. Es dringt noch immer etwas warme Luft hervor, sonst wärst du schon zu Eis geworden. Ich habe hier mein ›Zuhause‹.«
Suko holte tief Luft. Er wollte etwas sagen, seine Stimme versagte, denn er mußte über die Worte des Mannes erst nachdenken. Was der Mann ihm gesagt hatte, klang unwahrscheinlich. Er sah darin keinen Sinn. Und wieso drei Taucher?
»Denk mal nach, Partner.«
»Ja, das tue ich auch.«
Allmählich kehrte bei Suko die Erinnerung zurück. Er dachte an die Vorgänge auf der Brücke, die er ebenfalls auf keinen Nenner hatte bringen können. Dann der Sturz ins eisige Wasser, die Umklammerung seiner Beine…
Taucher?
»Na, was ist?«
Suko schüttelte den Kopf. »Hast du richtig gesehen? Waren es tatsächlich Taucher?«
»Die kenne ich doch. Sie trugen die schwarzen Anzüge. Du weißt schon. Sie schleppten dich an Land.« Es gluckerte, als er trank. »Komisch, die hätten dich auch ins Warme schaffen können, wenn sie dich schon vor dem Ertrinken retteten. Wolltest du Schluß machen mit dem beschissenen Leben, Bruder?«
»Nein, nicht direkt.«
»Ist auch egal. Jedenfalls lebst du. Wenn du aber willst, kannst du wieder einsteigen.«
»Darauf möchte ich doch verzichten.«
Der Stromer lachte. »Kann ich mir denken. Aber diese Nacht kannst du bleiben.«
»Danke, das ist sehr nett, aber ich möchte trotzdem weg.« Suko fing

an, sich aus der schmutzigen Decke zu wickeln, die nach Hund und Urin roch.

Die Kleidung klebte noch feucht an seinem Körper. Suko hatte den Eindruck, daß zwischen seiner Haut und der Kleidung noch kleine Eiskrümel klebten.

Der Stromer schaute ihm nickend zu. »Da hast du dir ja einiges vorgenommen, mein Junge.«

»Na ja, ich muß mich noch bedanken.«

»War selbstverständlich, Partner.«

»Klar, bei dir auch. Aber es gibt da einige andere Freunde, denen ich meinen Dank abstatten möchte.«

»Verstehe, Bruder. Die ungewöhnlichen Retter.«

»Genau.« Suko hatte bisher gelegen. Jetzt unternahm er den Versuch, sich hinzusetzen. Er war steif bis in den letzten Knochen.

Bewegen konnte er sich, das war immerhin etwas. Er mußte es auch tun, denn sein Kreislauf war so gut wie nicht vorhanden, und er hatte auch den Eindruck, von einer plötzlichen Welle überschwemmt zu werden, die ihn in seiner sitzenden Haltung schwanken ließ.

Der Stromer beachtete ihn mit Skepsis. Er hockte auf einem alten Kissen, dessen rechte Seite aufgerissen war. Dort quoll so etwas wie Putzwolle hervor.

»Ja, beweg dich mal, Bruder, sonst frierst du hier fest, und ich habe den Ärger mit der Leiche.«

»Da hast du recht. Leichen bringen nur Ärger. Ich kenne mich da etwas aus.«

»Ach ja?«

»Sicher.« Suko gab sich Schwung, die Decke hinderte ihn nicht mehr, dann stand er, knickte aber sofort wieder ein und hatte Mühe, überhaupt stehen zu bleiben, wobei er sich noch mit der rechten Hand abstützen mußte.

Der Stromer beobachtete ihn grinsend. »Bißchen wacklig, wie?«

»Kann man wohl sagen.« Im Stehen versuchte Suko, seine Beine zu bewegen. Es gelang ihm nicht, sie auszuschütteln, sie waren zu steif.

Der Stromer nickte und pfiff seinen Hund heran, der sich neben ihn hockte. »Ich hatte das auch mal. Da haben mich Bullen ins Wasser geworfen, weil ich im Weg war. Hat lange gedauert, bis ich mich wieder wohl fühlte.«

Suko grinste schief. »Kannst du dir vorstellen, daß ich ein Bulle bin?«

»Nein.«

»Okay.«

Er ging steifbeinig fort. Nach den ersten Schritten wollte er sich einfach hinlegen, aber Suko war zäh und biß die Zähne zusammen. Es klappte zudem immer besser, und die Gymnastik zeigte schon erste Erfolge. Er konnte sich bewegen, wenn auch unter Schmerzen. Er ging

in die Knie, kam wieder hoch, drückte sich wieder in die Knie und wiederholte diesen Akt mehrere Male.

Es klappte hervorragend.

Die Kälte wich, allmählich setzte sich die Wärme durch. Je schneller sich der Inspektor bewegte, um so mehr förderte er die Durchblutung. Bald fing er an zu schwitzen. Flammen schnellten durch seine Adern. Er lief am Ufer des Kanals entlang und schaute auf den Zugang zur Brücke, wo sich niemand zeigte.

Einsam und verlassen lag das Stahlgerüst in der Finsternis. Seine Träger und Aufbauten gaben einen matten Glanz ab. Von den Tauchern und auch von Knife war nichts mehr zu sehen.

Suko hatte sie nicht vergessen. Er schwor sich, ihnen irgendwann die Rechnung zu präsentieren.

Wahrscheinlich würden sie sich sowieso mit ihm in Verbindung setzen, denn wenn er die Worte des Mannes richtig interpretierte, dachte die Bande an eine gewisse Dankbarkeit von Sukos Seite aus.

Die sollten sich geschnitten haben, und zwar verdammt tief.

Er lief wieder zu seinem Retter zurück, kam sich vor wie jemand, der dampfte.

»Gut siehst du aus«, sagte der Stromer.

»Wie heißt du eigentlich?«

»Picky.«

»Okay, Picky, was kann ich für dich tun?«

»Nichts, Bruder, gar nichts.«

»Du hast mir das Leben gerettet.«

»Ach, hör auf! Außerdem hat mir mein Hund dabei geholfen. Kannst ihm einen Knochen schenken.«

»Melde dich mal bei mir.« Suko holte aus der Tasche eine feuchte Visitenkarte. »Ich lasse mir schon etwas einfallen.«

»Ein Gelage?«

»Wenn du willst.«

»Klar, ich komme darauf zurück.« Er kraulte seinen Bart. »Jetzt sieh zu, daß du ins Warme kommst. Mußt du lange gehen?«

»Nein, ich habe meinen Wagen am anderen Ufer stehen.«

»Das ist gut.«

Suko reichte Picky die Hand, ließ sie noch nicht los und sagte: »Auch wenn es dich enttäuscht, ich bin trotzdem ein Bulle. Sogar einer vom Yard.«

Der Stromer wurde blaß. »Ehrlich?«

»Ich schwöre es.«

»Oh!« Mehr sagte er nicht und verbarg sein Gesicht dafür hinter beiden Händen. Als er wieder schaute, war Suko bereits auf dem Weg zur Brücke.

Die feuchten Bohlen gaben das Echo seiner Tritte dumpf zurück.

Suko schaute genau hin. Die Bohle, die unter seinem Gewicht nachgegeben hatte, war wieder in die Reihe der anderen gelegt worden und klemmte auch fest. Unangefochten erreichte der Inspektor das andere Ufer, wo er sich umschaute und dabei nachdachte.

Von seinen Gegnern war nichts zu sehen. Klar, die hatten sich verzogen, aber Suko dachte intensiv über den Grund des Überfalls nach. Weshalb hatten sie ihn in das kalte Kanalwasser geschleudert?

Weshalb war er von den Tauchern angegriffen und dann an Land geschleppt worden? Das ergab einfach keinen Sinn. Wenn sie vorgehabt hätten, ihn zu töten, hätten sie sich diese Einlage sparen können.

Suko zerbrach sich den Kopf. Zu einer Lösung kam er nicht. Dennoch wollte er am Ball bleiben und die Spur aufnehmen. Da mußte einfach etwas dahinterstecken. Die andere Seite hatte mit ihm nicht grundlos dieses gefährliche Spiel getrieben.

Sein Wagen stand versteckt in einem alten Bau, zu dem Suko sich den Schlüssel besorgt hatte. Er diente als Lager für Waren verschiedener Art, und Suko kannte den Besitzer. Den BMW im Freien zu parken, hätte er sich nicht getraut. Zu viele Gestalten liefen trotz der so menschenleer aussehenden Gegend umher - auf der Suche nach Beute. Und ein derartiges Fahrzeug wäre ihnen gerade recht gekommen.

Auf seinem Weg zum Wagen sah er keinen Menschen. Wenn er unter Beobachtung gehalten wurde, verstanden es die Leute sehr geschickt, sich zu verbergen.

Die Halle erreichte er unangefochten, das Tor war verschlossen. Der Schlüssel steckte in Sukos rechter Hosentasche. Er faßte nach und zog ihn hervor.

Wenig später kippte er das Tor hoch und schaute in die düstere Halle hinein. Sein Wagen stand dort und wartete darauf, abgeholt zu werden. Die Karosserie glänzte matt.

Suko ging hin. Es roch nach Öl und Fettpapier, mit denen die hier lagernden Waren umwickelt waren. Zumeist Maschinenteile. In einer Ecke stand ein Gabelstapler.

Suko blieb neben dem Fahrzeug stehen, er suchte den Schlüssel.

Zum Glück hatte er ihn nicht verloren. Er holte ihn hervor - und erstarrte. Die gesamte Zeit über hatte er bereits darüber nachgedacht, daß etwas nicht in Ordnung war. Irgendwas war anders. Er vermißte doch etwas.

Die Lösung überkam ihn jetzt.

Ein Gegenstand fehlte, ein verdammt wichtiger, überhaupt die Waffe, die er schon so lange besaß und die ihm zahlreiche Vorteile verschaffte.

Es war Buddhas Stab!

Plötzlich erschienen Suko die Angriffe in einem völlig anderen Licht…

***

Montag!

Eigentlich ein Tag wie jeder andere, und trotzdem war er es nicht, denn ich hatte ihn in meinem Kalender als einen besonderen Tag angekreuzt und einen tollen Blumenstrauß besorgt, für den ich tief hatte in die Tasche greifen müssen.

Einen wunderschönen Frühlingsstrauß, der aufblühte wie eine herrliche Sonne.

Für wen er war?

Da gab es nur eine Person, die so willkommen geheißen wurde, nachdem sie so lange krank gewesen war.

Glenda Perkins!

Ich war schon früh aus dem Bett geklettert, weil ich endlich mal vor ihr ihm Büro sein wollte. Suko war nicht mit mir gefahren. Ich hatte ihn nicht erreicht nebenan und auch nicht seinen Wagen in der Tiefgarage stehen sehen.

Er hatte sich in der vergangenen Nacht mit einem seiner »Vettern« verabredet und war sicher irgendwo hängengeblieben. Kein Grund zur Besorgnis, denn er war alt genug, um auf sich selbst aufzupassen.

Leider fand ich keine Vase. So legte ich den Strauß auf Glendas Schreibtisch und zog mich zurück, denn sie sollte mich zunächst einmal nicht sehen, wenn sie ihr Büro betrat.

Ich hörte Schritte, zog mich zurück, linste aber von meinem Office aus um die Ecke.

Nicht Glenda erschien, sondern ein älterer Herr mit Brille und eingepackt in einen grauen Anzug. Er legte ein kleines Päckchen neben den Blumenstrauß und ging einmal um den Schreibtisch herum.

Als ich mich räusperte und mich zeigte, erschrak der Mann und wurde sogar rot im Gesicht wie ein ertappter Sünder.

»Guten Morgen, Sir James«, sagte ich.

»Sie sind es, John.«

Ich lachte ihn an. »Haben Sie jemand anderen erwartet.«

»Nun ja, ich dachte an Miß Perkins.«

»Die kommt noch.« Mit den Händen in den Hosentaschen schlenderte ich näher. »Was ist denn in dem Päckchen?«

»Das verrate ich Ihnen nicht, John. Es ist für Miß Perkins, und sie wird es auspacken.«

»Schade.«

»Die Blumen sind von Ihnen?«

»Ich war so frei.«

»Sehen gut aus. Sie haben ja Geschmack, was mich ehrlich gesagt ein

wenig wundert.«

»Ich kann Sie beruhigen. Den Strauß habe ich mir zusammenstellen lassen.«

»So ist das.«

Ich lehnte mich an die Wand. »Wer hat Sie denn beraten?«

»Niemand.«

»Dann bin ich aber gespannt, was Glenda da auspacken wird.«

Er bedachte mich mit einem beinahe schon tödlichen Blick, enthielt sich ansonsten einer Antwort.

Sir James sah aus, als hätte ich ihn schwer beleidigt.

Er ging an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, betrat mein Büro und schaute sich um.

»Ist was, Sir?« fragte ich von der Tür her.

»Nicht mehr als sonst.«

»Wieso?«

»Es geht um Ihre Akten, John. Ich sehe, daß dort etwas auf dem Schreibtisch liegt.«

»Das war der vorletzte Fall. Der Sarg-Designer und die drei Hexen. Francine Joy suchen wir noch immer. Das heißt, Jane Collins will ihre Spur aufnehmen.«

»Einen Erfolg hat sie noch nicht erreicht?«

Ich hob die Schultern und breitete die Arme aus. »Nein, bisher nicht. Sonst hätte ich schon Bescheid bekommen.«

Sir James nickte und schaute dabei auf seine Uhr.

Ich beruhigte ihn. »Es sind noch mehr als zehn Minuten bis zum offiziellen Arbeitsbeginn. Vielleicht ist Glenda schon im Haus und hat eine Kollegin getroffen.«

»Stimmt schon.« Er drehte sich scharf um. »Und was ist mit Ihrem Freund Suko?«

»Das frage ich mich auch.«

»Was heißt das?«

»Sir, er hat ein Treffen mit einem seiner ›Vettern‹ gehabt. Das fand in der Nacht statt. Als ich bei ihm durchklingeln ließ, ging niemand an den Apparat.«

»Dann besteht Grund zur Sorge.«

»Bei Suko?«

»Gut, wir werden bis zum Mittag abwarten und dann eine stille Fahndung einleiten. Was hier geschehen ist, möchte ich mal als ungewöhnlich bezeichnen.«

»Er ist kein kleines Kind mehr.«

»Ich bin trotzdem beunruhigt.« Sir James kam nicht mehr dazu, sich weiterhin auszulassen, denn wir hörten, wie die Tür zum Nebenraum geöffnet wurde.

Unsere Reaktion wirkte wie abgesprochen. Blitzschnell stellten wir

uns rechts und links der Verbindungstür im toten Winkel auf und schielten in das Vorzimmer. Dabei kamen wir uns vor wie Schulbuben, die einen Streich ausprobiert hatten.

Glenda hatte die Tür bereits geöffnet. Sie betrat den Raum noch nicht und schaute zurück in den Gang, wo sie sich mit einem anderen Kollegen unterhielt.

Ich verdrehte die Augen. Wenn sie so weitermachte, dauerte das noch fünf Minuten.

Es ging schneller. Sie sprach den Satz noch zu Ende, dann betrat sie das Vorzimmer, und wir beide strahlten.

Glenda zog die Tür zu, drehte sich - und wurde fast zu einer Säule. So starr stand sie da.

Sie schaute auf den Strauß und das eingepackte Geschenk, und wir grinsten in unserem Versteck.

Selbst Sir James hielt es kaum auf seinem Platz. So hatte ich den Alten noch nie erlebt.

»Das ist ja ein Ding«, flüsterte Glenda. »Toll, dieser Strauß. Der ist richtig schön.«

Ich nickte.

Dann entdeckte sie das Päckchen, hob es hoch und legte es so behutsam wieder zurück, als hätte sie Angst davor, irgend etwas von dem Inhalt zu zerbrechen.

Ich sah, wie Sir James den Arm hob.

Es war das Zeichen und zugleich reagierten wir, zeigten uns und riefen gemeinsam: »Herzlich willkommen, Glenda!«

Als sie unsere Stimmen hörte, fuhr sie herum, wurde rot und weiß zugleich, strahlte, lachte, schüttelte den Kopf und wußte nicht, was sie sagen sollte.

»Na, Mädchen, was ist denn?«

»John… John… Sir… der Strauß…«

»Ist von John Sinclair.«

Glenda bekam noch mehr Strahlen in ihre Augen. »Stimmt das wirklich, John?«

Sie machte mich etwas verlegen. Ich hob die Schultern und gab es brummelnd zu.

»Toll, einfach super.« Plötzlich schnellte sie auf mich zu. Noch im Mantel umarmte sie mich und drückte mir einen Überraschungskuß auf die Lippen, der es in sich hatte. Diese Begrüßung war schon außergewöhnlich. Ich wollte eigentlich vorschlagen, es dabei zu belassen, als sich Glenda von mir löste und Sir James umarmte.

Der wußte nicht, wie ihm geschah, als Glenda ihm zuerst auf die rechte, dann auf die linke Wange einen Kuß drückte, so daß der Lippenstift sich auf der Haut abzeichnete.

»Nun ja, Miß Perkins, also… ähm… Sie haben ja nicht einmal

hineingeschaut…«
»Das ist bestimmt toll.«
»Öffne es lieber«, schlug ich vor.
Sie funkelte mich an, war beinahe schon wieder die alte Glenda. »Du hast es gerade nötig.«
»Ich meinte ja nur.«
Glenda war so aufgeregt, daß sie kaum aus dem Mantel kam, obwohl ich ihr dabei half. Ich hängte ihn über eine Stuhllehne. Glenda trug einen zimtfarbenen Pullover und einen schwarzen Hosenrock, der weit um ihre Beine schwang.
Sie hob das Päckchen an. »Darf ich es wirklich auspacken, Sir?«
»Darauf bestehe ich.«
»Nun gut.«
Sir James und ich schauten von zwei verschiedenen Seiten zu, wie sie das Papier entfernte. Zum Vorschein kam eine schmale Schatulle.
Sie war aufgeregt, konnte die Schatulle kaum öffnen und fragte nebenbei: »Darf ich raten?«
»Sie werden nicht darauf kommen, Glenda.«
»Dann laß ich es sein.« Bevor ich ihr helfen konnte, klappte der Deckel hoch.
Keine Kette, kein Armband, kein Ring, überhaupt kein Schmuck lag auf dem blauen Samt. Dafür ein rechteckiger Zettel, bedruckt und mit Sir James' Unterschrift versehen.
»Ein… ein Gutschein«, flüsterte Glenda erstaunt.
»Genau, Miß Perkins. Es ist ein Gutschein für Sie. Sie dürfen sich bei einem bestimmten Juwelier für eine bestimmte Summe etwas aussuchen. Ich hätte es gern selbst getan, aber Sie wissen ja, wie das ist. Selbst altgediente Ehemänner treffen bei ihren Frauen nicht immer den richtigen Geschmack.«
Glenda holte tief Luft. »Toll«, flüsterte sie. »Das ist einfach super.« Ihr versagte die Stimme. Sie schluckte einige Male und wußte nicht, was sie noch sagen sollte. Plötzlich wurden ihre Augen feucht. Mit dem Finger wischte sie darüber hinweg und verschmierte ein wenig das Make-up.
Ich wußte auch nicht, was ich sagen sollte, und Sir James schaute beflissen zur Seite.
Glenda atmete tief durch. »Damit hätte ich nicht gerechnet«, flüsterte sie, »wirklich nicht. Ich… ich weiß gar nicht, was ich dazu sagen soll, wirklich, ich…«
»Suchen Sie sich das Richtige aus.«
»Danke, Sir, danke.« Sie faßte sich an den Kopf. »Meine Güte, ich muß schrecklich aussehen. Bitte, entschuldigen Sie.« Glenda hastete aus dem Zimmer.
Sir James klappte die Schatulle wieder zu. Ich sollte die Höhe des

Gutscheins nicht sehen.
»War wohl richtig, nicht?«
»Ja, Sir, Sie trafen ins Schwarze.«
Er lächelte spitzbübisch. »Auf dieses Gesicht habe ich mich schon lange gefreut. Sie hat es verdient, nach allem, was sie durchgemacht hat. Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu sagen.«
»Nein, Sir, bestimmt nicht.«
»Da wäre noch etwas«, sagte er, als Glenda zurückkehrte. »Ich möchte Sie, John und auch Suko irgendwann zu einem Essen einladen, falls es unser Terminkalender erlaubt. Wie stehen Sie dazu?«
»Immer, Sir«, sagte ich.
Glenda nickte. »Danke, Sir, sehr gern. Ich werde dann auch nicht auf meine Figur achten.«
»Da wäre ich auch beleidigt. Suchen Sie das Lokal aus. Sie sind ja Spezialist, John.«
»Wie soll ich das denn verstehen?«
»Na ja, Sie essen eben oft.«
»Klar, ich kenne da eine neue Bude. Dort gibt es hervorragende Fish & Chips…«
»Warum keine Hot Dogs?«
»Die habe ich mir leidgegessen.«
»Nein, nein!« mischte sich Glenda ein. »Ich werde das machen. Es gibt ein Lokal, wo ich schon lange hinwollte. Es ist bestimmt toll. Ein Deutscher und ein Schweizer haben sich zusammengetan, beide Meister ihres Fachs.«
»Klasse«, sagte ich. »Dann essen wir Sauerkraut mit Züricher Geschnetzeltem.«
»Banause!« rief Glenda.
Sir James und ich mußten lachen. Während wir noch lachten, öffnete jemand die Tür, was wir nicht sofort mitbekamen. Ich entdeckte Suko zuerst, als ich mich drehte, und das Lachen gefror auf meinen Lippen. Es war Sukos Gesichtsausdruck, der diesen Zustand herbeiführte. Noch nie zuvor hatte ich ihn so schauen sehen.
Er sah aus wie ein alter Mann, stand an der Tür, grau im Gesicht, verschmutzt, den Blick ins Leere gerichtet.
»Ist was mit Shao?« rief ich.
Er schüttelte den Kopf, ging mit zögernden Schritten vor und sah aus, als wäre er nicht richtig in der Welt. Sein Ziel war ein Stuhl, auf den er sich schwerfällig niederließ.
Auch Sir James sah ernst und irgendwo fassungslos aus. So kannte er Suko nicht.
Glenda ebenfalls. Sie stand da, traute sich aber nicht, den Inspektor anzusprechen.
Das überließen Sir James und Glenda mir. Ich ging auf ihn zu und

fragte mit leiser Stimme: »Was ist denn geschehen, Suko?«

Er hob den Kopf. Seine Mundwinkel zuckten. Er sah aus, als wollte er anfangen zu weinen. Langsam hob er seine Schultern, und ebenso langsam flossen die Worte über seine Lippen.

»Er ist weg, John. Mein Stab ist weg. Man hat ihn mir gestohlen…«

***

Das ist alles, hatte ich sagen wollen, bis mir die Tragweite dessen zu Bewußtsein kam.

Der Stab! Genau die Waffe, die Suko anderen gegenüber so überlegen gemacht hatte. Das Erbstück Buddhas, das nur an einen Gerechten weitergegeben werden durfte, und der Inspektor war würdig genug, den Stab tragen zu dürfen.

»Mein Gott«, flüsterte ich.

Sir James räusperte sich. Er sah sehr ernst aus, während Glenda zurück bis zur Wand gegangen war, sich dort angelehnt hatte und nicht sprach, weil sie ihre Hand auf die Lippen gepreßt hielt.

»Haben Sie ihn verloren?« fragte Sir James.

»Nein«, erwiderte Suko tonlos. »Ich bin in eine Falle gelaufen.«

»Von wem gestellt? Es waren doch deine ›Vettern‹, mit denen du dich hattest treffen wollen.«

»Das stimmt, John.«

»Und weiter?«

»Einer war da. Er hockte auf dem Geländer einer alten Kanalbrücke. Er nannte sich Knife, er provozierte mich, ich wollte ihn festnehmen, dann passierte folgendes…«

In den nächsten Minuten bekamen wir zu hören, welches Mißgeschick dem Inspektor widerfahren war. Keiner hätte ihm da einen Vorwurf machen können, denn so etwas wäre auch mir passiert.

Raffinierter und hinterhältiger konnte man eine Falle nicht stellen.

Ich hatte trotzdem noch einen Funken Hoffnung. »Vielleicht hast du ihn auch bei deinem Tauchversuch verloren, Suko. Wir werden hinfahren und ihn suchen.«

»Nein, John!«

»Was macht dich so sicher?«

»Die verdammten Taucher. Sie kamen an mich heran. Ich erinnerte mich noch, daß sie mich umarmten. Ihre Hände glitten über meinen Körper, das bestimmt nicht aus Freundschaft. Ich bin wie ein Idiot die Nacht über umhergeirrt. Ich suchte, habe aber nichts gefunden. Auch keine Spur von meinen sogenannten ›Vettern‹.«

»Wie nannte der sich?« fragte Sir James.

»Knife.«

»Ich werde die Fahndung einschalten. Er ist registriert…«

Suko winkte ab. »Nein, Sir, lassen Sie das. Es hat keinen Sinn. Nicht

dieser Knife und auch nicht die anderen. Die haben den englischen Boden illegal betreten, denn sie sind dabei, eine große Organisation aufzubauen, und zwar gehören sie zu den Triaden.«

Auch das war ein Schlag. Natürlich wußten wir über die Organisation Bescheid, die aus Asien eingesickert war, um den Rauschgiftmarkt zu übernehmen, der bisher und noch immer von der Mafia kontrolliert wurde. Aber die Triaden breiteten sich aus. Erste Erfolge hatten sie errungen und die Ehrenwerte Gesellschaft zum Zittern gebracht.

War es schon schwer, in den inneren Kreis der Mafia einzudringen, so kam ein Außenstehender an die Triaden überhaupt nicht heran. Sie schotteten sich ab, sie blieben nur unter sich, ein Fremder hatte bei ihnen nichts verloren. Außerdem ließen sich die Männer eher in Stücke hacken, als nur ein Wort zu verraten. Niemandem gelang es, in ihren Kreis einzubrechen.

»Es sind keine dämonischen Wesen«, stellte ich fest.

Suko hob den Kopf. Seine Augen waren rotgeädert. »Wenn es wenigstens welche wären, verflucht! Dann könnten wir sie jagen. Aber fragst du nach den Triaden, so stößt du ins Leere. Ball deine Hand und schlage in die Luft. Das hat denselben Effekt.«

»Trotzdem werden wir ihn zurückholen müssen«, sagte Sir James.

Suko nahm seine Wanderung durch das Zimmer auf und nickte einige Male vor sich hin. »Dieser Stab darf einfach nicht im Besitz irgendwelcher Verbrecher bleiben, das ist zu gefährlich. Wir brauchen ihn, Suko braucht ihn.« Er blieb stehen, drehte sich, damit er uns anschauen konnte. »Wenn ich ehrlich sein soll, habe ich tief in meinem Innern befürchtet, daß es einmal so kommen mußte. Es ist zu lange gutgegangen.«

Ich widersprach unserem Chef nicht, denn das hatte mal so kommen müssen. »Stellt sich nur die Frage, wo wir anfangen können. Gibt es keine Spur, Suko?«

»Nein!«

»Auch nicht bei den Chinesen in London?«

Er lächelte und zog dabei den Mund schief. »Das glaube mal nur nicht, John. Es gibt keine Chance. Wenn ich einem meiner Landsleute eine Frage stelle, die in diese Richtung zielt, werde ich als Antwort nur Schweigen ernten. So gut kann der Freund oder eine verwandtschaftliche Beziehung nicht sein, als daß sich da jemand den Mund verbrennen würde. Die Menschen würden sterben, vor ihrem Tod auf grausame Art und Weise gefoltert, ich kenne ihre Methoden.«

»Wir sind also machtlos!«

»So sieht es aus.«

»Verdammt!« fluchte ich und sprang auf. Ich fühlte mich wie ein Tiger, der im Käfig steckte und unbedingt rauswollte, doch die Gitter

waren nicht zu überwinden.

»Eine neue Beretta brauche ich auch«, erklärte Suko. »Die alte liegt irgendwo im Kanal.«

»Das ist kein Problem«, sagte Sir James. »Ich werde mich sofort darum kümmern.« Er verließ den Raum kopfschüttelnd.

Wir blieben zurück und schauten uns an. »Ja, John, da siehst du einen Geschlagenen vor dir. Einen Mann, den sie hereingelegt haben, aber voll, mein Lieber.«

»Hast du dich schon gefragt, was sie mit deinem Stab alles anstellen können?«

»Lieber nicht.«

»Okay, wir wissen es, und es bleibt uns nichts anderes übrig, als abzuwarten, bis sie zugeschlagen haben. Sie wollen den Rauschgiftmarkt kontrollieren. Ich nehme an, daß sie dort anfangen. Bei der Konkurrenz, bei Logan Costello.«

Glenda Perkins bewies, daß sie mitgedacht hatte, und sie fragte: »Willst du dich mit ihm zusammentun?«

»Zur Not ja. Costello ist ein Übel. Da muß ich den Teufel mit dem Beelzebub austreiben.«

»Was meinst du, Suko?«

»John hat recht. Wenn es eine hauchdünne Chance gibt, ist es möglicherweise diese.«

»Obwohl es mir nicht paßt«, sagte ich. »Aber es gibt noch keine andere Chance.«

»Wie willst du ihn erreichen?«

Ich winkte ab. »Da gibt es einige Möglichkeiten.« Ich schaute Suko an. »Bist du dabei?«

»Sicher, aber nicht sofort. Ich fahre nach Hause, mache mich frisch und komme wieder.« Er stand auf, ging zur Tür und bekam von mir noch einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter.

Suko war schon verschwunden, als Glenda fragte: »Hast du auch alle Möglichkeiten bedacht?«

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach. Wer immer den Stab gestohlen hat, wird über ihn Bescheid gewußt haben. Das heißt, er kennt die Funktion, und wird möglicherweise auch einen Weg wissen, um sie außer Kraft zu setzen. Daran solltest du denken.«

Ich winkte mit beiden Händen ab. »Hör auf, Mädchen, so weit will ich gar nicht denken.«

»Warum nicht?«

»Weil mir dann angst und bange wird. Wir müssen jedenfalls gewisse Dinge ins Lot bringen. Dazu gehört auch die Kontaktaufnahme zu unserem besonderen Freund Logan Costello.«

»Wie willst du es machen?«

»Direkt komme ich nicht an ihn heran.« Ich kaute auf meiner Unterlippe. »Aber er hat seine Anwälte, die mir nicht unbekannt sind. Da werde ich mal antelefonieren.«

Als ich in mein Büro ging, nahm Glenda die Blumen auf. Ihr Gesichtsausdruck hatte sich verändert.

Sie starrte ins Leere und hatte Mühe, die Tränen zu unterdrücken.

Der Tag hatte so gut begonnen, und nun dieser verfluchte Hammerschlag, der so leicht nicht zu überwinden war.

Ich hatte weiche Knie bekommen und war froh darüber, mich hinsetzen zu können. Natürlich kannte ich die Nummern der Anwälte nicht auswendig, allerdings wußte ich ihre Namen. Diese manchmal mehr als windigen Advokaten würden einen Kontakt herstellen.

Einer von ihnen hieß Amalfi, Frederico Amalfi. Den rief ich an, bekam zunächst Kontakt mit seiner Sekretärin, die mich mit ihrem Chef verband.

»Ah, Mr. Sinclair. Wenn das keine Überraschung ist! Was soll der Anruf? Hat einer meiner Klienten falsch geparkt?«

»Unsinn. Es geht nicht um einen ihrer Klienten, sondern um Costello.«

»Keine Auskünfte am Telefon.«

»Das will ich auch nicht. Ich möchte nur, daß Sie ein Treffen zwischen mir und Ihrem Klienten vereinbaren, das ist alles.«

»Wann?«

»So rasch wie möglich.«

Da lachte er, und sein verdammtes Lachen hörte sich schleimig an. »Oh, ich weiß nicht, ob es sehr wichtig ist…«

»Sie können davon ausgehen.«

»Dann müßten Sie England verlassen. Mr. Costello befindet sich außer Landes. Er hat es vorgezogen, für einige Tage in den Wintersport zu fahren.«

Auch das noch. Ich verdrehte die Augen. »Wo ist er denn hingefahren?«

»Ich weiß nicht, ob ich es verantworten kann, Ihnen seinen Aufenthaltsort zu nennen.«

»Verflixt noch mal!« rief ich laut. »Es geht um Leben und Tod!«

»Daß Sie nicht zum Spaß anrufen, weiß ich auch. Wie ich Ihnen schon sagte…«

»Wo ist er, Mr. Amalfi?«

»In der Schweiz.«

»Wie schön. Dieses Land ist zwar nicht so groß wie England, aber groß genug, um…«

»Eine Frage, Mr. Sinclair? Kann ich Sie noch in Ihrem Büro erreichen?«

»Sicher.«

»Gut, ich werde meinen Klienten fragen, ob er mit Ihnen reden will. Wenn ja, müßten Sie sich schon an seinen Urlaubsort begeben.«

»Das mache ich doch gern«, erwiderte ich sarkastisch.

Er lachte scharf, bevor er auflegte. Ich warf den Hörer wütend auf die Gabel und lächelte dann, als ich Glenda sah, die mit frischem Kaffee in der Tür stand.

»Herrlich, Mädchen, du bist meine Rettung. Du glaubst nicht, wie sehr ich den Kaffee vermißt habe.«

»Übertreibe mal nicht.«

»Doch, Glenda doch.«

Sie stellte die Tasse ab. »Hast du Erfolg gehabt?«

»Im Prinzip nicht. Costello macht in der Schweiz Urlaub. Wenn ich mit ihm reden will, muß ich in das Alpenland.«

Glenda lächelte. »Wie schön für dich.«

Ich trank die ersten Schlucke, lobte den Kaffee - er war tatsächlich toll - und stellte die Tasse wieder ab. »Ich weiß nicht, ob es schön wird, außerdem will Amalfi zunächst mit unserem Freund Rücksprache halten, ob es klappt.«

»Was heißt das?«

»Ob der Herr Obergangster überhaupt mit einem gewissen John Sinclair reden will.« Wütend schlug ich mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. Fast wäre Kaffee übergeschwappt. »Es ist einfach zum Kotzen. Wir hängen hier und kommen nicht weiter.« Ich griff in die Tasche und holte eine Zigarette hervor.

Glenda räusperte sich und ich sagte: »Ja, ja, ich will nicht mehr rauchen, doch auch ich habe meine Schwächen.«

»Schon gut, John, schon gut.«

Ich zündete die Zigarette an, paffte die ersten Wolken, trank wieder Kaffee und stand auf, weil ich einfach nicht sitzenbleiben konnte. »Sukos Stab, Glenda, das ist ein Hammer. Darüber komme ich nicht hinweg. Das wird schlimm werden, ich weiß es. Mein Gefühl sagt mir, daß wir vor einem Horror stehen.«

»Kann schon sein.«

Sir James kam zu uns. Er schob die Brille zurück und schüttelte den Kopf. »Wir haben über die Triaden einiges gespeichert, doch es ist einfach zu allgemein. Nichts Konkretes, keine Spuren, keine Menschen, die wir hätten ansprechen können.«

»Das habe ich mir gedacht.«

»Ich sage es nicht gern, aber wir stehen vor dem Nichts.«

Ich drückte die Zigarette aus, sie schmeckte mir nicht. »Sir, ich versuche es über Costello.«

»Was heißt das?«

»Ich muß mich mit ihm verbünden. Er ist Londons Mafiachef. Er ist derjenige, der Bescheid weiß, und er weiß auch über die verfluchten

Triaden etwas, denn sie wollen ja seine Macht übernehmen. Sie werden ihn unter Druck setzen oder unter Druck gesetzt haben. Leider befindet er sich in Urlaub, aber ich bekomme Bescheid.«

»Wo steckt er?«

»In der Schweiz.«

Sir James hob die Augenbrauen. »Lohnt sich denn eine Dienstreise dorthin?«

»Keine Ahnung. Je nachdem, wie die Sache läuft. Wenn Costello Furcht bekommt, wird er auch bereit sein, mit uns zusammenzuarbeiten, das kann ich Ihnen versprechen.«

»Sie gehen davon aus, daß die Triaden ihn bereits angesprochen haben, nicht wahr?«

»Ja.«

»Wenn er Ihnen gegenüber das zugibt, müßte er gleichzeitig indirekt seine Verbrechen eingestehen.«

»In dem Fall ist es das beste für ihn. Es geht um seine Existenz. Die Triaden sind gefährlicher als wir. Mir fällt nicht einmal ein passender Vergleich ein.«

»Paßt mir nicht«, sagte Sir James.

»Mir auch nicht. Sehen Sie eine bessere Chance?«

»Nein, aber ich möchte nicht, daß Sie sich verzetteln. Der Stab ist Suko in London gestohlen worden. Wenn Sie jetzt in die Schweiz reisen, fehlen Sie hier in London. Ich bin der Ansicht, daß wir die Triaden hier stellen müssen.«

»Falls sie nicht schon auf dem Weg zu Costello sind.«

»Nein, John, die stecken noch in ihren Vorbereitungen. Vielleicht sollten Sie Costello als Trumpf in der Hinterhand behalten, alles andere ist…«

Das Telefon meldete sich. Es war Amalfi, und seine Stimme hörte sich sehr zufrieden an. »Mein Klient ist unter bestimmten Voraussetzungen bereit, mit Ihnen zu reden. Es muß ihn auch interessieren. Er würde Sie dann anrufen.«

»Reichen Ihnen die Triaden als Erklärung, Mister?«

Ich hörte ein Räuspern. »Was, bitte?«

»Die Triaden, Mr. Amalfi. Tun Sie nicht so, als hätten Sie davon noch nichts gehört.«

Er räusperte sich. »Nun ja, ich habe in Zeitungen einiges über sie gelesen. Es sind Männer, die aus Asien kommen und…«

»Killer sind es, asiatische Verbrecher. Sie werden versuchen, den Rauschgiftmarkt zu übernehmen. Das ›Denkmal‹ Mafia beginnt bereits zu bröckeln.«

»Einspruch, Sinclair!« Die Stimme klang scharf. »Ich wüßte nicht, was das meinen Klienten anging.«

»Tun Sie nicht so scheinheilig. Jedenfalls könnte ihm der Urlaub sehr

vergällt werden.«
»Er kann Sie anrufen.«
»Gut. Wo steckt er denn genau?«
»In Arosa.«
»Sehr schön und einverstanden.«
»Warten Sie in Ihrem Büro.«
Wütend legte ich auf, weil ich mir allmählich wie ein dummer Junge vorkam.
»Moment mal, John«, sagte Glenda. »Was hat dir der Typ gesagt? Wo soll Costello sein?«
»In Arosa.«
»Ach wie nett.«
»Was heißt das?«
»Ich telefonierte gestern noch mit Jane Collins. Das heißt, ich wollte es, aber ich bekam nur Lady Sarah an den Apparat. Jane war weg. Rate mal, wohin sie gefahren ist?«
Ich holte tief Luft und flüsterte: »Sag nur nicht, sie steckt mitten in Arosa.«
»Genau dort, mein Lieber…«

***

Fast hätte ich mich bei Glenda nach dem Grund ihres Wissens erkundigt, aber mir fiel ein, daß sie und Jane zusammen telefoniert hatten. »Arosa«, murmelte ich, »was will sie denn dort?«
Glenda sah aus wie jemand, der nur unwillig eine Antwort gab. »Sie erzählte mir von einer Person, die sie verfolgen will. Du müßtest darüber informiert sein, John.«
»Ja, das ist die Francine Joy.«
»Was? Die Sex-Tante aus dem Fernsehen?«
»Stimmt genau, Mädchen, das ist ihr Job. Sie hat sich in der letzten Zeit ein Hobby zugelegt.«
»Die Schweiz?« spottete Glenda.
»Nein, Unsinn. Sie beschäftigt sich mit den neuen Hexen, will einen Kult gründen. Ich habe sie und zwei ihrer verbündeten Frauen erlebt, als wir uns mit dem Sarg-Designer beschäftigten. Die Joy und ihre Verbündeten haben den Fall hervorragend überstanden. Ich konnte ihnen nichts nachweisen, bat Jane Collins aber, sie an der langen Kontrolleine zu halten. Daß die Spur sie bis nach Arosa geführt hat, das wußte ich nicht.«
»Hören Sie, John.« Sir James räusperte sich vor seinen nächsten Worten. »Kann es Ihrer Meinung nach sein, daß der eine Fall etwas mit dem anderen zu tun hat, oder hat sich dort nur ein zufälliges Zusammentreffen ergeben?«
»Ich glaube an den Zufall.«

»Warum?«

»Weil Costello, magisch gesehen, aus dem Rennen ist. Seine Zeit, als er mit der Hölle paktierte, ist nun mal dahin, damit müssen wir uns abfinden.«

»Zum Glück.«

»Sicher, Sir.«

Der Superintendent schob seine Hände in die Hosentaschen. Nachdenklich schaute er zu Boden. Er dachte nach, und wir störten ihn dabei nicht. »Arosa ist ein kleiner Ort. Es würde mich nicht wundern, wenn Jane Collins, die ja nun auch mit offenen Augen durch die Welt läuft, Costello entdeckt hat.«

»Das kann sein.«

»Er kennt sie ebenfalls.«

»Befürchten Sie Probleme, Sir?«

»Ich sehe welche auf uns zukommen, sagen wir mal so: Zu einer direkten Konfrontation zwischen den beiden wird es wohl nicht kommen.«

»Wichtig ist sein Anruf«, sagte ich. »Amalfi wird ihn neugierig gemacht haben. Mal hören, was Costello von sich gibt.«

»Wie weit wollen Sie ihn einweihen?«

Ich winkte ab. »Über den Verlust des Stabs werde ich selbstverständlich kein Wort verlieren, aber ich möchte ihm schon von den Triaden berichten.« Mein Mund verzog sich zu einem hintergründigen Lächeln. »Er soll merken, daß er nicht mehr so fest im Sattel sitzt und dabei ist, abzurutschen.«

»Derartige Typen sind besonders gefährlich, wenn man sie in die Enge treibt.«

»Vielleicht ist alles auch ganz anders«, sagte Glenda und gönnte sich einen Kaffee.

Ich bat ebenfalls um eine Tasse und schaute das Telefon an, als wollte ich es hypnotisieren. Es meldete sich nicht. Einige Minuten vergingen. Sir James stand am Fenster und schaute in den regnerischen Tag. Es war zu warm, dafür sehr stürmisch, und die Themse führte Hochwasser.

Endlich meldete sich der Apparat. Wir alle schauten ihn an, aber nur ich hob ab.

Ich hatte kaum meinen Namen ausgesprochen, als ich die knirschende Stimme des Mafia-Chefs hörte. »Wenn mich ja mein Freund Amalfi nicht gebeten hätte, Sinclair, würde ich mit Ihnen kein Wort reden. Ich bin hier, um Urlaub zu machen. Ich will mich erholen, aber ich kann es nicht, denn ich habe in dieser kleinen Stadt in den Bergen schon eine Tante gesehen, die wir beide gut kennen.«

»Ja, Jane Collins.«

»Sie wissen Bescheid und haben sie geschickt, wie?«

»Nein, das habe ich nicht. Es ist reiner Zufall, daß sie sich in Arosa befindet.«

»Das soll ich glauben?«

»Es steht Ihnen frei, Costello. Jedenfalls will ich mit Ihnen über etwas anderes reden.«

Ich hörte ihn schnaufen. »Was haben Sie mir zu sagen?«

»Ganz einfach. Ich möchte eine gewisse Art der Zusammenarbeit erreichen.«

Nach diesem Satz war es zunächst einmal still. Dann hörte ich ihn schnaufen. Das Geräusch wandelte sich und endete in einem harten Lachen. »So etwas glauben Sie doch selbst nicht!«

»Es ist mein Ernst.«

»Und wieso, bitte?«

»Weil Sie und ich dieselben Probleme bekommen könnten.« Mein Blick war auf Sir James gerichtet, der mithörte. An seinem Gesicht las ich ab, daß er mit dem Verlauf des Gesprächs zufrieden war.

Durch den Hörer drang sein schon kicherndes Lachen. Ich stellte mir Costello vor, wie er in einem Zimmer hockte und sich amüsierte, wobei sich in seinem Betongesicht kein Muskel regte. Das mußte ihm runtergehen wie Öl, ihn auf der anderen Seite auch mißtrauisch machen. »Ich wüßte nicht, was ein unbescholtener Bürger mit dem Yard zu tun haben sollte, Sinclair. Sie haben mir in der Vergangenheit genug Ärger bereitet. Jetzt kommen Sie auf diese Tour? Das ist nicht zu fassen.«

»Es geschieht nicht grundlos.«

»Dann legen Sie los.«

»Es geht um die Triaden und auch um Ihre Machtposition bei uns in London.«

»Ach nein.«

»Kennen Sie die Triaden?«

»Nun ja, ich hörte von ihnen, habe auch etwas darüber gelesen. Es sind asiatische Gangster.«

»Gut gezielt, Costello. Sie sind in London eingesickert und werden versuchen, in bestimmte Märkte vorzustoßen. Sie wissen sehr wohl, was ich meine.«

»Tatsächlich?«

»Ja, Costello. Ich möchte Ihnen nur raten, uns Bescheid zu geben, falls es zu einem ersten Kontakt zwischen Ihnen und dieser Gruppe aus Asien kommt.«

Ich hörte ihn schmatzen und schlürfen. Wahrscheinlich aß er seine Nudeln und trank Wein dazu.

Das gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, dabei konnte er auch nachdenken.

»Was sollten die mit mir zu tun haben?«

»Die werden versuchen, Sie aus dem Sattel zu hieven, um Ihre Geschäfte zu übernehmen.«

»Tatsächlich?« Wieder lachte er, diesmal nicht so laut und überzüchtet. »Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich mit den Triaden nichts im Sinn habe.«

»Sie bestimmt nicht, aber die Gruppe wird versuchen, Ihre Geschäfte in London zu übernehmen.«

»Sie soll es.«

Ich holte tief Luft und nahm auch wahr, daß Sir James den Kopf schüttelte. Der Superintendent war ebenfalls über die Reaktion des Mafioso sauer. Klar, er wollte nichts zugeben, das brauchte er auch nicht. Wir hielten die Triaden für gefährlicher als die Mafia, weil diese Männer noch weniger Rücksicht kannten. Die brachten Methoden nach London, mit denen sich keiner einverstanden erklären konnte. Deshalb nur kam ich Costello entgegen.

»Wie unvernünftig sind Sie eigentlich?« fragte ich leise.

Er räusperte sich wütend. »Hören Sie, Sinclair, werden Sie nicht unverschämt.«

»Keineswegs. Ich verlange nicht viel von Ihnen. Ich möchte nur, daß Sie mir Bescheid geben, sobald sich die Triaden mit Ihnen in Verbindung gesetzt haben.«

»Und was dann?«

»Sorry, in die Zukunft kann ich leider nicht sehen. Tun Sie sich selbst den Gefallen und geben Sie mir Nachricht. Es eilt tatsächlich, Costello.«

»Hören Sie auf zu jammern, Sinclair. Das hier ist mein Bier. Mir reicht es, daß diese Collins in Arosa umhergeistert, auch wenn sie so verdammt harmlos tut. Oder haben Sie dieses Weib geschickt, um nach den Triaden Ausschau zu halten?«

»Nein.«

»Wunderbar, Sinclair. Noch etwas?«

Beinahe beschwörend gab ich ihm den Rat, sich mit mir in Verbindung zu setzen, wenn sich irgend etwas verändern sollte. »Es ist zu Ihrem und unserem Besten, Costello.«

»Danke für die Blumen, Bulle!« Mit diesen Satz legte er auf.

Auch mir rutschte der Hörer wieder aus der Hand, und ich schüttelte den Kopf. »Er ist unbelehrbar.«

»Haben Sie etwas anderes erwartet, John?«

Ich hob die Schultern. »Im Prinzip nicht. Ich habe ihn nur für vernünftiger gehalten.«

»Das ist Ihr Pech.«

Glenda sagte: »Eigentlich ist es doch gut, daß sich Jane Collins in Arosa aufhält. Wir könnten sie anrufen und sie bitten, daß sie die Augen offenhält.«

»Ja, das wäre nicht schlecht. Aber Jane hat andere Probleme. Möglicherweise weiß sie schon Bescheid. Arosa ist keine Großstadt. Costello wird ihr über den Weg gelaufen sein.«

»Falls er sich aus seinem Hotel oder Ferienhaus traut.«

»Auch das kann sein.«

»London ist wichtiger, John«, sagte Sir James. »Hier haben die Triaden zugeschlagen. Hier haben sie Sukos Stab bekommen. Ich bin der Ansicht, daß wir sie in dieser Stadt stellen müssen. Wenn Sie sich um Costello kümmern, dann nicht sofort. Sie lassen ihn in der Schweiz in Ruhe, um das Feld London bestellen zu können. Das ist meine Meinung. Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken.«

Ich trank den Kaffee, der inzwischen kalt geworden war. »Okay, Sir James, ich werde meine Reise verschieben, vielleicht auch ganz streichen.«

»Nein«, sagte Glenda, die dabei war, mein Büro zu verlassen. »Zunächst werden wir mit Jane Collins reden. Ich rufe Sarah Goldwyn an und besorge die Telefonnummer.«

Wir schauten ihr nach.

»Wieder ganz die alte Glenda«, sagte Sir James.

»Zum Glück.«

Mein Chef nickte nur. Sein Gesicht zeigte dabei ein Muster aus Sorgenfalten…

***

Die kleine Bank lag an einer Ecke.

Sie gehörte zu den Geldinstituten, die gut über die Runden kamen, auch wenn sie nicht die ganz großen Gewinne einbrachten. Aber wer hier lebte, der ging eben zu dieser besonderen Bank, bei der es noch nie Skandale gegeben hatte. Die LONDON BANK stand für Tradition und für eine sichere Geldanlage.

Im Laufe der Zeit war die kleine Filiale mehrmals umgebaut und noch nie überfallen worden, worauf man sehr stolz war.

Es gab nur drei Schalter.

Am ersten wurden die normalen Bankgeschäfte abgewickelt, der zweite diente als Kasse, und der dritte Schalter war eine Anlaufstelle für besondere Kredite, doch wer sich dort bedienen ließ, der wurde in den hinteren Teil des Raumes geführt.

Gedränge gab es nie, die Menschen hielten sich zurück und brauchten sich auch nur selten anzustellen. Auch die Beamten arbeiteten schon lange bei ihrer Bank. Einer schon fast vierzig Jahre. Er trug die Verantwortung des Kassierers.

Wie gesagt, wer nie überfallen worden war, dachte auch nicht an einen Überfall.

Das sollte sich ändern.

Es war die Zeit des späten Vormittags. Der erste Ansturm war vorüber, die Geschäftsleute hatten die Einnahmen des letzten Tages eingezahlt, auch die Privatkunden ließen sich kaum blicken. Wer jetzt kam, zählte zu den Rentnern oder wollte einfach nur ein Schwätzchen halten, wenn er sein Geld abholte.

Einen Tresor gab es ebenfalls. Er stand in einem kleinen Raum an der Rückseite. Wer hier Dienst schob, mußte sich vorkommen wie in einem Gefängnis, denn vor dem einzigen Fenster befanden sich dicke Gitterstäbe.

Es ging alles normal zu. Keiner regte sich auf, und die Kunden, die gegen elf Uhr bedient wurden, gehörten zu den Rentnern der Gegend. Zwei Frauen und ein Mann.

In der kleinen Schalterhalle war es ruhig. Ein Mann hockte auf einem Wartestuhl, hatte den Standaschenbecher neben sich gestellt und rauchte in Ruhe seine Zigarre.

Hin und wieder schaute er auf seine Frau, die sich mit dem Kassierer unterhielt. Der andere Mann stand in einer Ecke dicht neben dem Computer und sah seine ausgespuckten Kontoauszüge durch.

Der Zigarrenraucher sah sie zuerst. Wie Phantome huschten die kleinen, schwarzgekleideten Gestalten in die Schalterhalle. Sie waren sehr flink und lautlos, und sie hielten Waffen in den Händen, auf die sie Schalldämpfer geschraubt hatte. Von ihren Gesichtern waren nur die oberen Hälften zu sehen, die unteren verdeckten dunkle Schals. Dunkel war auch ihre weit sitzende Kleidung, die an Judoanzüge erinnerte.

Dem Beobachter fiel fast die Zigarre aus der Hand. Sie kippte schon nach unten, Asche fiel ab und landete auf seinem rechten Hosenbein. Dann rutschte sie endgültig zu Boden, als der Mann den Druck der Mündung am Hals spürte.

»Das ist ein Überfall!«

Die Stimme gellte wie ein Befehl aus der Hölle durch die kleine Schalterhalle.

Und plötzlich veränderte sich die Lage.

Wer sich vorhin noch bewegt hatte, fror ein. Die Angestellten und auch die Kunden waren starr vor Schreck. Aus den Gesichtern verlor sich die normale Farbe. Sie wurden bleich.

Der Rentner, der direkt bedroht wurde, schaute auf seine Frau, die sich halb gedreht hatte und ihn aus den Augenwinkeln erkennen konnte. In ihrem Gesicht regte sich nichts. Sie sah aber so aus, als wollte sie jeden Moment anfangen zu schreien.

»Keinen Alarm, keine Schreie!« Der Befehl wurde von einem Mann ausgesprochen, der in der Mitte der Schalterhalle stand, seinen rechten Arm mit der Waffe im Halbkreis bewegte, einige Sekunden schaute und dem dritten Kerl zunickte.

Der huschte auf die Kasse zu.

Die ältere Frau räumte er brutal zur Seite. Ihre Beine gaben nach. Sie fiel zu Boden, und es sah so aus, als wollte sie losschreien, was auch ihr Mann bemerkte und mit zitternder Flüsterstimme sagte:

»Nicht, Erica, bitte nicht!«

»Ist auch besser so!« sagte der Kerl hinter ihm.

Der Dritte ließ den Kassierer in die Mündung schauen. Er brauchte nichts zu sagen. Der Mann wußte auch so, was sich gehörte. Er schaufelte Münzen und Scheine in einen ihm gereichten Leinenbeutel. Alles, was ihm in die Finger kam, räumte er ab. Dabei spielte es auch keine Rolle; daß er verschiedene Währungen bekam. Es wurde von ihm alles mitgenommen. Seit dem Auftauchen der drei Bankräuber war nicht einmal eine Minute vergangen, als sich der Kassierer umdrehte. Den Leinensack hielt er in seinen bebenden Händen. Sein weißer Kinnbart schien sich gesträubt zu haben, die Augen schwammen. »Das… das ist alles.«

»Mehr nicht?«

»Nein, Sir… wir…«

»Ihr habt keinen Tresor?«

»In einem Hinterzimmer.«

»Laß es!« meldete sich der Aufpasser in der Schalterhalle. »Wir werden verschwinden.«

Für einen Moment sah der Kassierer den kalten, tödlichen Blick auf sich gerichtet. Sein Herz wurde zu Stein. Er rechnete mit einer Kugel, doch der Bankräuber forderte nur den Leinensack zurück, den er mit der freien Hand entgegennahm.

Niemand rührte sich. Auch von den Angestellten war keiner lebensmüde oder wollte den Helden spielen.

Der Vermummte mit dem Leinensack zog sich zurück. Unter seinem Tuch waren grunzende Laute zu hören. Er drehte sich beinahe lässig um und nickte seinen Kumpanen zu.

Als erster zog sich der Mann zurück, der den Rentner bedrohte. Er ging rückwärts zur Tür. In den dunklen Turnschuhen konnte er sich lautlos bewegen.

Der Typ mit der Beute folgte ihm auf dieselbe Art und Weise. Beide hatten schon die Ausgangstür erreicht, als sich hinter dem eigentlich undurchsichtigen Milchglas ein Schatten abzeichnete. Ein neuer Kunde wollte die Bank betreten.

Wuchtig, wie er es gewohnt war, stieß er die Tür auf. Ein noch jüngerer Mann in Arbeitskleidung, der auf seinem Kopf einen gelben Helm trug. Er ging zwei Schritte in die Bank hinein - und blieb stehen, als hätte man ihn geschlagen.

Sehen, begreifen und schreien war eins.

Die Kugel war schneller. Sie jagte aus der Waffe und schleuderte den

Mann zurück. Auf der Stelle drehte er sich noch, dann fiel er bäuchlings zu Boden.

In der nächsten Sekunde geschahen zwei Dinge zugleich. Einer der Bankräuber holte einen Stab hervor und rief ein bestimmtes Wort.

»Topar!«

Die gesamte Szene erstarrte. Selbst die anderen beiden Bankräuber konnten sich nicht mehr bewegen, aber derjenige, der geschossen hatte, war wild geworden. In blinder Wut schoß er auf den Rentner. Brutal wurde der Lauf des Mannes unterbrochen, er kippte auf den Steinboden und rührte sich nicht mehr, im Gegensatz zu dem ersten Getroffenen, der leise vor sich hinstöhnte.

Alle waren starr geworden, bis auf den Mann, der den Stab hielt und das entscheidende Wort gerufen hatte.

Nur fünf Sekunden hatte er die Zeit anhalten können, und in dieser Spanne konnte sich niemand bewegen, nur der Träger selbst. Das wußte er, und er wußte auch, daß etwas Entscheidendes schiefgelaufen war, über das er aber nicht nachdenken wollte.

Dann war die Zeit um.

Der Rentner lag am Boden, seine Frau brach ebenfalls zusammen, nur die drei Gangster taten das für sie einzig Richtige. Sie flohen, es kam zu keiner Panik. Auch dann nicht, als sie die schmale Straße erreichten und einen Wagen sahen, der sich aus einer Einfahrt drängte.

Es war ein dunkler Volvo, der von einem vierten Mitglied der Bande gelenkt wurde.

Innerhalb von Sekunden waren die drei anderen eingestiegen. Zwar gab es Zeugen, die aber konnten sich kaum an die Männer erinnern, als sie später von der Polizei befragt worden waren.

Die Wagentüren hämmerten zu, das Fahrzeug bekam einen regelrechten Stoß, als es gestartet wurde, raste die Straße entlang und verschwand hinter der nächsten Ecke.

Erst jetzt entfernten drei Bankräuber ihre Schals, der Fahrer hatte keinen getragen. Er schaute nach links und sah Schweiß auf dem Gesicht seines Kumpans.

»Schiefgegangen?«

»Es gab zumindest einen Toten.«

»Das ist schlecht. Und der Stab?«

»Wurde eingesetzt.«

Weitere Erklärungen gab der Mann nicht ab. Er dachte daran, daß er etwas falsch gemacht hatte.

Dabei hatten sie nur vorgehabt, den Stab zu testen und gleichzeitig noch eine Summe abzukassieren.

Nur war der Rest nicht so verlaufen, wie sie es sich vorgestellt hatten, und viel schwappte auch nicht im Leinensack.

Das Fahrzeug war zu auffällig, deshalb rollten sie in ein Parkhaus, wo sie den Wagen wechselten.

Ein schwarzer Opel Omega stand ihnen zur Verfügung. Der Volvo blieb zurück, und sie zogen auch ihre dunkle Kleidung aus, die sie aber mitnahmen und in den Leinensack gesteckt hatten.

»Wohin?«

»Zu ihm.«

Der Fahrer nickte. Er wußte Bescheid. Sie hatten es zuvor besprochen und würden sich durch nichts davon abhalten lassen. Nun mußte sich ihre Taktik bewähren.

In der Nacht hatten sie mit einem ihrer »Vettern« gesprochen. Die Warnung stand. Machte er nicht freiwillig mit, würden sie ihn eiskalt umbringen.

Im normalen Tempo rollten sie durch London. Durch nichts wollten sie auffallen.

Aber sie waren da, sie hatten die ersten Hürden genommen, und nur das zählte…

***

Suko konnte sich selbst nicht mehr riechen. Der Gestank der vergangenen Nacht hing in seiner Kleidung. Das Kanalwasser hatte Kloakenqualität, und Reste davon klebten als krümeliger Schlamm an seinen Klamotten.

Als Kleidung sah er es nicht mehr an, und selbst sein heißgeliebter BMW hatte diesen widerlichen Geruch angenommen.

Aber diese Probleme waren klein im Gegensatz zu dem einzig großen, dem Diebstahl des Stabs.

Wenn Suko ehrlich gegen sich selbst war, dann mußte er zugeben, daß es hatte einmal so kommen müssen. Diese Waffe war mächtig und für seine Gegner einfach zu interessant, als daß sie davon hätten ihre Finger lassen können. Wer sie beherrschte und zur richtigen Zeit einsetzte, der konnte zu einem kleinen König aufsteigen.

Suko rechnete auch damit, daß sich die Bande der Triaden möglicherweise nicht nur auf ihre Waffen verlassen würde, wenn sie die Stadt unter ihre Kontrolle brachten. Sie erinnerten sich bestimmt auch an die magische Vergangenheit ihrer Heimat, denn da schlummerten Kräfte, die erst noch geweckt werden mußten. Dunkle Mächte, die Jahrtausende überlebt hatten, nicht grundlos zählte die chinesische Kultur zu einer der ältesten der Welt.

Ihn schauderte, wenn er daran dachte, denn das hatte der Erfinder des Stabs - Buddha - sicherlich nicht gewollt. Und Suko schämte sich in seinem Namen.

Wie immer war London ziemlich verstopft. Zwar herrschte kaum Berufsverkehr, trotzdem kam er nur stockend voran. Kleine Staus und

rote Ampeln hielten ihn auf.

Er sah die Menschen, schaute in ihre Gesichter, auf denen er einen Film von Gefühlen ablas, doch keiner der von ihm beobachtenden Menschen ahnte, welch eine Bedrohung sich zusammenbraute.

Er fuhr noch langsamer, als er den Rand von Soho erreicht hatte. Hier stand das Hochhaus, in dem er und sein Freund John Sinclair wohnten. Es besaß eine Tiefgarage, deren Tor offenstand. Der dunkle, rechteckige Schlund lockte den Inspektor an.

Der BMW rollte sehr langsam in die Kurve und später in die schummrige Notbeleuchtung der Garage hinein. Es war ein Weg, den Suko oft genug gefahren war. Beim Hineinrollen dachte er auch daran, daß er schon manch harten Strauß hier unten ausgefochten hatte und manchmal nur knapp mit dem eigenen Leben davongekommen war.

Um diese Zeit hielt sich kaum ein Mensch in der Garage auf. Die meisten Stellplätze waren verwaist, denn die Fahrzeughalter waren mit ihren Autos zu den Arbeitsstellen gefahren.

Suko schaltete die Scheinwerfer ein. Er nahm den schlechten Geruch wahr, denn die Abgase hingen überall. Sie schienen wie Spinnweben an der Decke und den Wänden zu kleben.

Der Wagen ließ sich leicht bewegen. Sukos Parktasche befand sich nicht weit vom Licht entfernt, einer grau gestrichenen Tür, die nicht einmal ein Fenster besaß.

Er rollte in das abgetrennte Gebiet, sah die Kreise der Scheinwerfer an der Mauer und besaß genau die Distanz, die er immer einnahm. Dann stieg er aus.

Obwohl seine Kleidung mittlerweile getrocknet war, hatte er noch immer das Gefühl, sie würde an ihm kleben. Er schloß den Wagen ab, schaute sich dabei um und stellte fest, daß sich außer ihm niemand in dem unterirdischen Komplex aufhielt.

Bis zur Lifttür waren es nur wenige Schritte. Auf der Skala erkannte er, daß die Kabine sich bereits unten befand. Er brauchte nur die Tür aufzuziehen.

Nichts warnte Suko, als er die rechte Hand um den Griff legte. Ein geringer Ruck reichte, die Tür schwang auf, sein Blick wurde frei - und er sah die Bescherung.

Sie waren zu viert, sie waren bewaffnet, und sie grinsten ihn kalt an. Zwei hielten Pistolen mit aufgeschraubten Schalldämpfern in den Händen. Der dritte, es war Knife, hatte seinen Schlagring übergestreift, und der vierte Chinese besaß den Stab.

Sie sagten nichts, ihre Waffen redeten eine deutliche Sprache. Die Mündungen schauten Suko an wie leere Augenhöhlen, aus denen jeden Augenblick der Tod hervorspringen konnte.

Es waren die Sekunden des Begreifens, die Suko erzittern ließen und ihm das kalte Gefühl gaben.

Dabei empfand er den Anblick der Waffe nicht einmal als so schlimm. Ihn regte es auf, daß und wie man ihm seinen Stab präsentierte. Die gesamte Haltung ließ auf einen großen Triumph schließen.

»Du bist spät gekommen, Vetter!« sprach Knife und grinste wieder über das ganze Gesicht.

»Ich hatte zu tun.«

»Wir auch.«

»Was soll das heißen?«

»Das wirst du noch erleben.«

Suko räusperte sich die Kehle frei. »Wollt ihr den Lift hier noch länger blockieren?«

»Nein, wir haben nur auf dich gewartet und werden dich mitnehmen. Du bist uns einfach zu wertvoll, verstehst du?«

»Eine Entführung?«

»Nur ein Gastspiel, Vetter. Und jetzt heb die Hände!«

Suko kam dem Befehl nach. Knife tastete ihn ab und nickte zufrieden, als er die Beretta nicht fand.

Dafür holte er die Dämonenpeitsche hervor, besah sie sich und konnte mit ihr nichts anfangen.

»Was ist das für eine Röhre?«

»Ein Schlagstock«, log Suko. »Tatsächlich?«

»Ja.«

Es sah so aus, als wollte Knife ihm den Griff über den Kopf ziehen, er ließ es bleiben und steckte die Peitsche ein.

Wenig später nahmen sie Suko in die Zange. Gegen die Übermacht an Feinden hatte er nicht die Spur einer Chance. Der Mann mit dem Stab schloß die Türen eines schwarzen Opel Omegas auf, der nicht weit entfernt von Sukos BMW parkte.

»Einsteigen!«

»Hinten oder vorn?«

»In den Fond.«

Dazu mußte sich Suko bücken. Das hatten seine Entführer gewollt. Es war Knife, der zuschlug und den wehrlosen Suko an einer bestimmten Stelle des Nackens traf.

Der Inspektor brach zusammen. Mit dem Oberkörper lag er im Wagen, die Beine schoben die Männer nach. Suko merkte nichts davon. Er war durch den Treffer erschlafft.

Zufrieden lächelten die Männer. Auch Phase drei ihres Plans war in Erfüllung gegangen. Wenn es jemand gab, der über die Mafia und deren Aufbau hier in London informiert war, dann ein Mann wie Suko. Und er würde reden, davon gingen sie aus, denn ihre Methoden hatte noch niemand widerstanden…

***

Als ich den Rover vor der Bank hielt, wo die schmale Straße abgesperrt worden war, sah mein Gesicht aus wie geschnitzt. Wir hatten rasch erfahren, was hier abgelaufen war und wie die Bankräuber vorgegangen waren. Ich verließ mich nicht allein auf die Berichte der Kollegen, sondern wollte mit den Zeugen persönlich reden.

Polizisten und Bankangestellte befanden sich im Schalterraum. Auch die Spurensicherung war bei der Arbeit, und ich wandte mich an den Chef der Truppe.

Der Mann bekam große Augen, als er mich sah. »Sie, Sinclair? Jagen Sie jetzt auch Bankräuber?«

»Im Prinzip nicht.«

Er zupfte die Manschetten seines schneeweißen Hemdes vor. »Aber…«

»Ich möchte einem bestimmten Hinweis nachgehen.«

»Ja, ich weiß schon.«

»Mit wem kann ich reden?«

»Der Kassierer ist am gefaßtesten.«

»Gut.«

Der Mann war schon älter. Auf seiner Oberlippe wuchs ein schneeweißer Bart. Er hockte an einem kleinen Tisch und rauchte. Vor ihm stand eine Tasse Kaffee.

Ich wurde vorgestellt und erfuhr, daß er Linc Torrance hieß. »Darf ich mich setzen, Mr. Torrance?«

»Bitte, nehmen Sie Platz.«

Wir hockten uns gegenüber. Der Mann wischte sich den Schweiß von der Stirn und begann zu reden. Er mußte einfach sprechen, und ich ließ ihn auch.

Er redete von seiner Zeit als Banker und davon, daß es nie zu einem Überfall gekommen war.

»Darauf sind wir stolz gewesen, Mr. Sinclair.«

»Das kann ich mir denken. Aber jetzt ist die Serie beendet worden, Mr. Torrance.«

»Leider.« Er ballte die Hände zu Fäusten.

»Wer?« fragte ich.

Seine Augen waren trübe. »Ich weiß es nicht, Sir. Sie waren vermummt, maskiert, was immer Sie wollen.« Er berichtete mir von dem Ablauf. Zuerst ließ ich ihn auch, bis er an eine Stelle kam, die für mich interessant wurde.

»Noch einmal, Mr. Torrance. Wie war das mit dem Stab, den einer der Bankräuber plötzlich festhielt.«

Ich wurde unterbrochen, denn man meldete, daß der Fluchtwagen in einem Parkhaus gefunden worden war.

»Also, Mister, der Stab.«

»Der Kerl hielt ihn plötzlich fest.« Mit einer Hand faßte sich der Kassierer an die Stirn. »Und dann rief er plötzlich so ein komisches Wort.«

»Wie?«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Vielleicht *Topar*?«

Der Kassierer schaute mich an. Er runzelte die Stirn. Als er den Arm hob, sah ich unter dem Hemd in Höhe der Achselhöhlen dunkle Schweißflecken. »Können Sie das noch einmal wiederholen?«

Ich tat ihm den Gefallen.

»Ja«, sagte er, »ja, das ist so gewesen. So hieß das Wort. Ich erinnere mich wieder.«

»Gut, Mr. Torrance. Was geschah dann?«

»Dann wurde geschossen.« Er schluckte. »Es… es erwischte einen Mann in Arbeitskleidung. Ich schaute hin, bekam alles mit. Dann schoß er auf einen Rentner.«

»Moment, Mr. Torrance. Mit Ihnen ist doch etwas passiert.«

»Ja, schon… ich… ich fühlte mich so steif und dachte auch, mein Gedächtnis wäre eingefroren. Das war alles so unwahrscheinlich…«

»Noch einmal, Mr. Torrance. Es wurde geschossen, nachdem das Wort Topar gerufen worden war.«

Er schaute mich an und schluckte. »Das… das kann ich Ihnen nicht genau sagen.«

»Weshalb nicht?«

»Es ging alles so schnell. Als würden die Sekunden plötzlich ineinanderfließen. Ich weiß, es ist ein dummer Vergleich, aber mir fällt dazu kein anderer ein.«

Ich winkte ab. »Nein, nein, der Vergleich ist nicht dumm. Sie haben schon recht, Mr. Torrance. Für mich ist Ihre Aussage ungemein wichtig gewesen.«

»Meinen Sie das im Ernst?«

»Ja. Für mich kam es darauf an, daß Sie mir die Zeiten beschrieben haben. Ich war an dem genauen Ablauf interessiert. Ich darf mich bei Ihnen bedanken.«

»Das war alles, Sir?«

»Für den Moment schon.«

»Hoffentlich finden Sie die Täter.«

»Das werden wir, Mr. Torrance, darauf können Sie sich verlassen. Sie haben Ihre Aussage bereits bei meinen Kollegen gemacht, nehme ich an.«

»So ist es.«

»Danke.«

Ich stand auf und ging dorthin, wo ein Aschenbecher stand. Man hatte ihn nahe der Tür aufgebaut.

Ich rauchte eine Zigarette und dachte dabei nach.

Die Aussage des Mannes war ungemein wichtig. Da hatte jemand das magische Wort gerufen und die Kraft des Stabes in Gang gesetzt.

Die Kraft des Stabes! Oder eines der Erbstücke des großen Religionsgründers Buddha.

Ich kannte die Regeln. Der Stab konnte die Zeit für fünf Sekunden anhalten. In dieser Spanne sorgte er zudem für eine absolute Bewegungslosigkeit der Personen, die in Rufweite des Stabträgers standen. Sie waren dann wie erstarrt. Der Träger des Stabs hatte also fünf Sekunden Zeit, um seine Gegner auszuschalten oder kampfunfähig zu machen.

Auf diese beiden Begriffe kam es an. Auf keinen Fall durfte er einen Gegner töten.

Tat er das doch, hatte der Stab seine eigentliche Kraft verloren und war zu einem wertlosen Nichts geworden.

Ich merkte kaum, daß die Zigarette in meiner Hand verglühte. Die Asche fiel ab, als ich einen Zug nahm. Durch die Nase ließ ich den Rauch ausfließen.

Wiederum dachte ich an die Aussage des Kassierers. Das gerufene Wort, der Schuß, es kam wirklich auf den Bruchteil einer Sekunde an. Wenn ich länger darüber nachdachte, kam ich zu dem Entschluß, daß etwas schiefgelaufen sein mußte.

Wahrscheinlich war der Rentner tödlich getroffen, nachdem das Wort Topar gerufen worden war.

Ich merkte selbst, daß ich weiche Knie bekam und die Farbe aus meinem Gesicht verschwand.

Sollten meine Befürchtungen tatsächlich zutreffen, und alles wies darauf hin, dann war der Stab wertlos geworden. Dann hatten die verfluchten Killer die Regel Buddhas gebrochen und in der Zeitspanne getötet, in der sie es nicht hatten tun dürfen.

Ich dachte sofort an meinen Freund Suko. Wie würde er reagieren, wenn ich ihm davon berichtete?

Es war nicht zu fassen. Ich wollte mich mit dem Gedanken einfach nicht anfreunden, versuchte, ihn immer weiter zurückzuschieben, was mir auch nicht gelang, denn er kehrte immer wieder.

Es war aus, es war vorbei - wir hatten eine sehr wichtige Waffe verloren.

»Was ist mit Ihnen?« Die Stimme des Mordkommissionsleiters klang sehr besorgt.

»Nichts - nein, nichts weiter. Ich habe nur nachgedacht. Wie sieht es mit Spuren aus?«

»Der Wagen wurde gefunden. Mehr ist leider in der Zwischenzeit nicht geschehen.«

»Gut, danke.«

»Wollen Sie noch mal…?«
Ich schüttelte den Kopf. »Mein Job ist beendet. Mir ging es nur um eine bestimmte Aussage.«
»Die Sie bekommen haben, wie ich Ihrem Gesicht entnehmen kann.«
»Ja, Kollege, ich habe sie bekommen. Und sie ist mir verdammt auf den Magen geschlagen.«
»Das sehe ich Ihnen an.«
Vor der kleinen Bank atmete ich tief durch. Es war klar, daß ich meinen Freund Suko informieren mußte. Wahrscheinlich würde er sich in seiner Wohnung befinden.
Es fragte sich nur, ob ich hinfahren oder vom Rover aus anrufen sollte.
Ich entschied mich für den Anruf.
Neugierige Gesichter schauten in den Rover hinein, als ich telefonierte. Die Leute sahen aus, als wollten sie mir die Worte von den Lippen ablesen.
Ich ließ es einige Male läuten, doch niemand hob ab. Das war seltsam. Dann versuchte ich es im Büro.
»Nein!« erklärte Glenda erstaunt, »Suko ist noch nicht hier eingetroffen.«
»Kann sein, daß er unterwegs ist.«
»Möglich.«
»Gibt es sonst etwas Neues.«
Glenda holte Atem, und es klang wie ein Schnaufen. »Ich habe in der Schweiz angerufen.«
»Was sagt Jane?«
»Gar nichts. Sie war nicht da. Sie machte eine Schneewanderung oder lief Ski.«
»Auch das noch.«
»Keine Sorge, John, ich bleibe am Ball.«
»Okay, Glenda, ich auch.«
»Leg nicht auf, John.«
»Ist noch was?«
»Ja, deine Stimme. Sie… sie hört sich so anders an als sonst. Irgendwie deprimiert.«
»Ach, das bildest du dir ein.«
»Bestimmt nicht. Ich habe zwar lange im Krankenhaus gelegen, aber ich vergaß dort nichts.«
»Nun ja, ich bin ein wenig müde. Wir reden später über die Sache, Glenda.«
»Also doch.«
»Leider.« Mit diesem Wort legte ich auf und blieb für die Dauer einer halben Minute starr hinter dem Lenkrad sitzen.
Wo steckte Suko?

Ich konnte einfach nicht daran glauben, daß er sich auf dem Weg von seiner Wohnung zum Yard befand. Da war irgend etwas passiert, von, dem ich nichts wußte.

Ich hatte die Wahl. Entweder Büro oder Wohnung. Ich entschied mich für die Wohnung.

Die Zuschauer machten nur widerwillig Platz, als ich den Rover anrollen ließ. Ein Uniformierter öffnete mir die Sperre, grüßte. Ich rollte durch die schmale Straße und beschäftigte mich gedanklich mit der Zukunft und der Vergangenheit zugleich.

Was immer unsere Gegner auch angestellt hatten, es war ihnen gelungen, uns in die Irre zu führen.

Wir liefen hinterher, sie waren stets einen Schritt voraus.

Kein Wunder, denn sie hatten planen können, im Gegensatz zu uns. Wieder einmal waren wir vor vollendete Tatsachen gestellt worden. Bei einem längeren Ampelstopp fand ich Muße, über den Banküberfall nachzudenken.

Aus welchem Grund hatten die Männer eine Bank überfallen? Was wollten sie damit beweisen?

Brauchten sie Geld?

Ich kam nicht dahinter. Oder hatten sie nur die Funktion des Stabes ausprobieren wollen.

Obwohl ich keinen Grund dafür sah, überkam mich der Eindruck, daß die Zeit drängte. Etwas würde passieren, und wenn es geschah, wollte ich nicht außen stehen.

Am liebsten hätte ich gehupt, doch so ließ sich die Schlange nicht auflösen. Irgendwo war die Ampel gnadenlos. Mit ihrer elektronischen Steuerung degradierte sie alle zu Sklaven.

Die Sirene setzte ich nicht ein. Es lag kein Notfall vor, nur meinem Gefühl gab ich nach.

Erst zehn Minuten später konnte ich in die Garage einfahren. Mein Blick zeigte Verwunderung, als ich Sukos Wagen in der Parktasche entdeckte. Damit hatte ich nicht gerechnet.

In der Garage war es still. Niemand lauerte mir auf. Ich konnte den Fahrstuhl betreten, ließ mich in die Höhe schießen und betrat Sukos Wohnung, zu der ich einen Schlüssel besaß.

Sie war leer. Man spürt, ob jemand kurz zuvor in einer Wohnung gewesen ist oder nicht. Jedenfalls ergeht es mir so.

Ich schaute mich in Sukos vier Wänden um und mußte eingestehen, daß sie mir sehr leer vorkam.

Irgendwo war sie auch verlassen, als wäre der Mieter ausgezogen.

Ich untersuchte das Schlafzimmer, ging ins Bad; Suko entdeckte ich nicht.

Das sah nicht gut aus.

Im Wohnzimmer blieb ich stehen. Mein Blick fiel durch das Fenster.

Wolken jagten über den Himmel, der eine gewisse Regenklarheit zeigte. In der Nähe röhrte ein Jet seiner Landung entgegen.

Zwischen den Wolken sahen die hellen Flecken aus, als wären sie mit einer bleichen Haut bespannt worden.

Die Probleme waren vorhanden. Sie umgaben mich wie ein unsichtbarer Ring, den ich nicht durchbrechen konnte.

Das Klingeln des Telefons schreckte mich auf. Unwillkürlich zog ich den Kopf ein. In Sekundenschnelle bildete sich bei mir eine Gänsehaut, denn ich wußte, daß dieser Anruf etwas in Bewegung setzen würde. Mit sehr vorsichtig gesetzten Schritten näherte ich mich dem Apparat, hob den Hörer ab und sagte keinen Namen.

»Wer ist dran?«

Die Stimme klang mir fremd. »Wollen Sie den Besitzer des Telefons sprechen?«

Brutal klingendes Lachen erreichte mein Ohr, erst dann die Worte und sie rührten einen brodelnden Schlamm der Furcht in mir auf. »Nein, der Besitzer kann nicht von seiner Wohnung aus reden. Du bist es, Sinclair, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das ist gut. Das ist hervorragend. Wir haben uns in deine Gedankengänge hineinversetzt.«

»Was wollen Sie?«

»Du vermißt ihn, nicht?«

»Reden Sie nicht lange um den heißen Brei herum.«

»Wir wollen uns mit dir treffen, Sinclair, das ist alles. Ein Gespräch unter Partnern.«

Ich lachte zurück. »Partner, sagen Sie? Darunter stelle ich mir etwas anderes vor.«

»Nun ja, wir sind jetzt Partner, ob du es willst oder nicht. Es geht um einiges.«

»Reden Sie!«

»Kommen Sie zu uns. Ich gebe Ihnen die genaue Anschrift. Und ich würde Ihnen nicht raten, Kollegen mitzubringen. Wir haben alles unter Kontrolle.« Er wurde sehr förmlich.

»Weiter!« verlangte ich.

Der Unbekannte erklärte mir den Weg. Ich notierte mir sicherheitshalber einige Stichpunkte.

»Werden Sie kommen, Sinclair?«

»Ja, ich werde kommen«, erwiderte ich leise. Danach hörte ich wieder das Lachen, dann legte der Unbekannte auf…

***

Es war furchtbar, denn sie hatten Suko keine Chance gelassen. Der Inspektor erlebte sein Erwachen wie einen Alptraum. Es war nicht nur

der bohrende Druck in seinem Kopf, der ihm zu schaffen machte, es ging ihm auch darum, daß er sich nicht bewegen konnte.

Dabei stand er, denn er war nicht gefesselt worden.

Allmählich nur gewann er wieder mehr Klarheit und war auch in der Lage, die Lichtquelle zu ertragen, die zuckend über sein Gesicht und die Augen hinwegstrich.

Sie gehörte zu einer Fackel, die ihm gegenüberstand. Man hatte eine breite Schale auf eine Säule abgestellt, die Schale mit irgendeinem Material gefüllt, es in Brand gesteckt, so daß es einen bläulichroten Flammenschein abgab, der durch ein Verlies tanzte, in dem sich außer Suko kein Mensch befand.

Und er steckte fest!

Er hatte es zunächst selbst nicht glauben wollen, doch es war eine Tatsache. Seine Gegner hatten ihn in eine Röhre gepreßt, die tief in den Boden hineingebohrt worden war.

Eine perverse Falle, denn der Durchmesser war gerade groß genug, um Suko hineinzustopfen. Er klemmte mit den Schultern, den Ellbogen und auch mit den Oberschenkeln fest. Nur sein Kopf und der Hals schauten aus der Röhre hervor, und so war er auch in der Lage, gegen das zuckende Feuer sehen zu können.

Es war ein Verlies, das ansonsten nur aus Steinwänden bestand. Die Quader waren dicht über- und gegeneinander gestellt worden. An einigen Stellen wiesen sie Risse auf, die allerdings nicht so groß waren, um das Gestein sprengen zu können.

Wenn Suko die Augen verdrehte und den Kopf etwas zurückdrückte, konnte er gegen die Decke schauen. Für ihn nicht mehr als eine schiefes Etwas, ebenfalls durch Risse gezeichnet.

Die alte Holztür paßte sich auch an. Sie war selbst schräg, an der linken Seite nicht so hoch wie an der rechten, hatte aber ein modernes Schloß bekommen.

Die Röhre war die Folter, der Wahnsinn. In ihr steckte der Mensch fest, ohne unter den Füßen überhaupt einen Halt zu finden. Suko kam sich vor, als würde er zwischen Himmel und Erde schweben, von unsichtbaren Mauern gehalten.

Das Verlies selbst war sehr feucht. Schimmel wuchs auf dem Boden, Schimmel lag auch auf den Wänden wie angepappt, und in manchen Ritzen schimmerten noch feuchte Wasserflecken.

Suko gehörte nicht zu den Menschen, die schnell in Panik verfielen. Auch in dieser Lage hielt er sich tapfer und schaltete sein Gehirn ein, anstatt zu versuchen, sich aus der Röhre zu zwängen, was sowieso keinen Sinn hatte.

Die Feuchtigkeit, der Schimmel, die Röhre, das waren drei Dinge, über die Suko näher nachdachte.

Besonders die Röhre war für ihn wichtig, denn er konnte sich

vorstellen, daß durch sie bei Hochwasser Flüssigkeit in das Verlies gedrückt wurde. Deshalb auch die Feuchtigkeit. In den letzten Tagen hatte es viel geregnet und gestürmt. Einige Flüsse im Süden Englands waren über die Ufer getreten, auch die Themse hatte weite Flächen umarmt und war in nicht gesicherte Keller und Wohnungen gedrungen. Wasser drang überall hin. Es fand immer einen Weg und drängte sich selbst durch kleinste Lücken. Deshalb konnte Suko sich auch vorstellen, daß es von unten her in die Höhe quoll, die Röhre ausfüllte und sich innerhalb des Verlieses ausbreitete. Er würde jämmerlich ertrinken.

Soweit war es noch nicht. Er hoffte auch, daß es nicht dazu kommen würde.

Leider reichte das Licht nicht aus, um das gesamte Verlies zu durchleuchten. Es flackerte, es breitete sich entlang der Wand aus, berührte auch die Tür, aber der Raum hinter dem Inspektor lag nach wie vor in tiefer Dunkelheit.

Von dort hörte er Geräusche!

Zunächst war es ihm nicht möglich, sie einzuordnen. Trappeln, vielleicht ein Schaben oder das kurze, heftige Schnaufen. Laute, die nicht von Menschen verursacht wurden.

Wovon dann?

Es rieselte kalt über Sukos Nacken, denn da gab es nur die eine Möglichkeit.

Ratten!

Diese Röhre war für sie ideal. Durch sie konnten sie erscheinen und auch wieder abtauchen. Wenn die Flüsse stiegen, wurden auch die an den Ufern lebenden Ratten weggespült, oftmals in die Kanäle und vor allen Dingen in die Keller der Häuser hinein.

Suko biß sich auf die Unterlippe, als er daran dachte. Ratten sind immer hungrig. Wenn sie erst einmal gemerkt hatten, daß ihnen von dem gefangenen Menschen keine Gefahr drohte und er sich nicht wehren konnte, würden sie angreifen und zubeißen.

Er konnte nichts dagegen tun. Auch seine Waffen hätten nicht genutzt, er wäre nicht an sie herangekommen.

Ihm blieb nur das Warten und die eventuelle Hoffnung, daß ihn jemand aus dieser Röhre befreite, wobei die Triaden dafür sicherlich nicht in Frage kamen.

Hören konnte der Inspektor sehr gut. Er nahm auch wahr, daß die Geräusche an Lautstärke zunahmen.

Die Tiere kamen!

Ein Schatten huschte von der linken Seite her gegen die Helligkeit. Sehr dicht glitt der pelzige Körper an Suko vorbei. Der lange Schwanz wippte wie die Schnur einer Peitsche.

Dann blieb das Tier stehen.

Es war tatsächlich eine fette Ratte, die sich umdrehte und dem Inspektor ins Gesicht schaute.

Sie saß da und schaute; ihre Barthaare zitterten. Das Fell schimmerte feucht, die kleinen Augen bewegten sich, die Schnauze war geschlossen. Suko wußte, daß sie nadelspitze Zähne enthielt. Ratten gruben und nagten sich überall durch, selbst durch Beton.

Was war da schon die Haut eines menschlichen Gesichts?

Kommt sie? Kommt sie nicht? Suko stellte sich die Frage, und Sekunden verstrichen. Er spürte, daß seine Lippen wie ausgetrocknet waren, auf dem Nasenrücken jedoch lag ein Film aus Schweiß, der sich auch über seine Stirn erstreckte.

Er hielt den Atem an. Ratten können sehr hoch springen, das wußte Suko auch. Ohne Warnung jagten sie oft vor und bissen sich an ihrer Beute fest.

Noch wartete das Tier…

Auf einmal passierte es. Ein Klumpen aus Fell und Kopf jagte in die Luft und streckte sich Suko entgegen.

Der Inspektor reagierte instinktiv.

Er wollte nicht gebissen werden und sich irgendwelche Infektionen zuziehen, er tat in diesem Augenblick das einzig Richtige.

Suko schrie!

Als die Ratte sprang, brüllte er ihr entgegen. Seine Stimme kippte fast über. Ihm war, als würde er sich vor seiner eigenen Stimme erschrecken, doch das sollte nur die Ratte.

Es passierte tatsächlich. Sie änderte ihre Flugrichtung. Wie sie den Körper in die Höhe bekam, sah Suko nicht, weil er im letzten Augenblick die Augen geschlossen hatte. Jedenfalls erwischte die Ratte ihn nicht. Sie huschte so dicht über seinen Kopf hinweg, daß ihre Füße noch durch seine Haare kratzten und die Kopfhaut erwischten. Hinter sich hörte Suko die klatschende Landung des Tieres und konnte nur hoffen, daß sie vorerst genug hatte.

Sukos pochende Herzschläge schlugen den Sekundentakt mit. Er atmete tief durch. Sein Haar lag verklebt auf dem Kopf. War alles vorbei? Hatte er die Ratte vorerst vertrieben?

Aber wie viele lauerten noch hinter ihm?

Er wagte nicht daran zu denken. Der Rücken hatte eine zweite Haut aus kalten Eiskörnern bekommen. Sie rieselten vom Nacken her nach unten, bis es nicht mehr ging.

Wer kam?

Kein Trappeln mehr, kein Quieken - oder?

Doch, da waren Geräusche. Schritte, doch nicht das hastige Scharren der Rattenfüße.

Draußen vor der Tür erklangen die Schritte. Sie näherten sich wie das Schicksal, dem kein Mensch auf der Welt entrinnen kann. Sie

waren unbestechlich, denn sie hatten ein Ziel.
Ein verdammtes Ziel, dachte Suko. Die Tür. Sie würden vor der Tür erst anhalten, dann drehte sich der Schlüssel, dann…
Es kam genauso, wie er es sich vorgestellt hatte. Der Schlüssel schien zu schreien, als er im Schloß bewegt wurde. Durch den Druck schrie die Tür ebenfalls. Jemand hatte sie nach innen gestoßen, ein Mann, der Suko wie ein Riese vorkam, weil er den Kerl nur aus der Vogelperspektive sehen könnte.
Es war Knife!
Der kam mit schleichenden Schritten. Nach dem zweiten stoppte er und baute sich breitbeinig vor Suko auf. Suko konnte zwischen seinen Beinen hindurchschauen und sah die offene Tür.
»Hallo, Vetter…«
Suko gab keine Antwort, obwohl er wußte, daß der andere ihn verhöhnte. Er blieb so ruhig wie möglich, atmete durch die Nase. Leises Lachen schwang ihm entgegen.
»Wer bist du noch, Vetter? Ein Nichts. Einer, der fertig gemacht worden ist. Du bist ein Knecht, du kannst dich nicht wehren, du trägst keine Waffen mehr, du bist ein Fraß für die Ratten, und wenn ich will, dann kann ich dich zertreten.«
Wie zur Bestätigung seiner Worte hob er den rechten Fuß an, drückte das Bein vor und ließ seinen Schuh dicht über dem Kopf des Inspektors schweben.
»Soll ich?«
Suko knirschte die Antwort. »Wenn es dir Spaß macht, Hundesohn, dann bitte.«
Knife senkte den Fuß. Suko spürte den Druck auf seinem Kopf. Die alten Schmerzen potenzierten sich, und Suko schloß sekundenlang die Augen, während er zusätzlich die Lippen hart aufeinanderpreßte. Kein Laut drang aus seinem Mund.
»Gut, du bist gut, Vetter«, sagte Knife und nahm seinen Fuß wieder zurück. Mit einem harten Ruck stemmte er ihn wieder auf den Boden. »Du kannst etwas vertragen.«
»Okay, das hast du jetzt. Wie soll es weitergehen?«
»Eine gute Frage. Es kommt nicht auf dich an. Du bist nur ein kleines Steinchen in unserem Mosaik.«
»Auf wen dann?«
»Sinclair ist der Joker, Vetter. Sinclair ist derjenige, der alles verändern kann.«
»Er hat mit euch nichts zu tun.«
»Da hast du recht, Vetter, das hat er nicht. Aber er wird es mit uns zu tun bekommen. Er wird uns einen Gefallen erweisen müssen, dann erst sehen wir weiter.«
»Was soll das sein?«

Knife hob die Schultern. »Keine Sorge, Vetter. Ich werde es dir nicht sagen, weil ich damit nicht belasten will. Wenn es soweit ist, bekommst du Bescheid.«

»So lange laßt ihr mich in der Röhre stecken?«

Knife lachte. »Du denkst an die Ratten, wie?«

»Zum Beispiel.«

»Das ist eine Tatsache, die man nicht ausrotten kann. Sie sind einfach da. Bei Hochwasser besonders. Es ist erst vor zwei bis drei Stunden so zurückgeflossen, daß wir dich in die Röhre stecken konnten, aber ich habe neue Meldungen gehört. Es sind wieder Regen und Sturm angesagt worden. Kann sein, daß die Themse wieder über ihre Ufer tritt und das Wasser dann steigt.«

»Wollt ihr mich ertrinken lassen?«

»Es ist alles in der Schwebe, Vetter.« Knife bewegte sich und ging an Suko vorbei.

Der Inspektor konnte nur den Schritten des Mannes lauschen. Er hörte, wie sich Knife hinter ihm bewegte. Das klickende Geräusch, mit dem die Messer aus dem Schlagring fuhren, kannte er schon.

Die Schritte veränderten sich, wurden schnell, ein Lachen, das gräßliche Schreien und Quietschen dazwischen, dann nur noch das Lachen.

Er kam zurück.

Und er hatte die Ratte.

Von vier Messer aufgespießt, hing das Tier auf der verfluchten Waffe. Die Augen des Mannes leuchteten, er nickte und flüsterte: »Ist das nicht etwas Besonderes?«

Blut rann aus den Wunden und lief an der Hand des Mannes entlang bis zum Knöchel. Mit einer wütend anmutenden Bewegung schleuderte er die Ratte von den Messern. Der Kadaver klatschte gegen die Wand, rutschte nach unten und blieb liegen. Knife schüttelte noch die letzten Tropfen ab, bevor er sich wieder Suko zuwandte.

»So ergeht es jedem, der mir zu nahe kommt. Du solltest mir dankbar sein, daß ich dich von diesem Tier befreit habe. Es hatte großen Hunger, das steht fest. Irgendwann hättest du es nicht mehr vertreiben können, dann hätte es dir die Haut aus dem Gesicht gerissen.«

»Du wirst verstehen, daß ich mich nicht bedanke. Wie viele sind noch hier im Verlies?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Hinter dir in der Wand gibt es Lücken. Breit genug, um Ratten als Verstecke zu dienen. Sie können jeden Augenblick hervorkommen. Ich kenne mich da nicht aus.«

»Gibt es Unterschiede zwischen dir und ihnen. Ja, du hast zwei Beine, Knife.«

Der Chinese erstarrte. Er war zu ruhig. In seinem flachen Gesicht sah die Haut plötzlich aus wie Pergament, als er sie spannte. In den Augen

glühte es, dann drehte er sich auf der Stelle herum und trat nach hinten aus. Die Hacke rammte gegen Sukos Kinn. Er spürte den Treffer wie eine Explosion, die bis unter die Schädeldecke abstrahlte, und er ärgerte sich, daß er sich zu der Bemerkung hatte hinreißen lassen.

»Reicht das?«

Suko schwieg. Knife hatte sich wieder gedreht. Sein Blick glitzerte vor Kälte. Er nickte noch einmal und ging. Als er nach draußen schritt, mußte er den Kopf einziehen.

Wuchtig hämmerte er die Tür zu. Das Echo flog durch das Verlies, und Suko blieb allein zurück.

Er wußte jetzt, daß sie einen Plan hatten. Was sie genau im Schilde führten, konnte er nur vermuten.

Ohne Anhaltspunkte war es verdammt schwach. Es mußte allerdings etwas mit den Triaden, ihren Plänen und natürlich Logan Costello zu tun haben.

Und natürlich mit John Sinclair.

Auf ihn allein kam es an, ob Suko überlebte oder nicht. John mußte mich befreien, denn er glaubte nicht, daß ihn seine »Vettern« am Leben lassen würden…

***

Ich hatte sicherheitshalber meinen Chef informiert, denn einer mußte wissen, wonach gesucht werden sollte, wenn ich selbst mich nicht mehr meldete.

Daß es gegen Chinesen ging, gefiel mir nicht. Das hatte mit Rassendiskriminierung nichts zu tun.

Mein bester Freund war Chinese! Nur waren diese Menschen zumeist für mich undurchschaubar.

Daran hatte auch meine Freundschaft zu Suko nichts geändert. Chinesen lächeln, das ist kein Vorurteil, das habe ich immer wieder erlebt. Ich kannte auch Freundschaften, Hilfsbereitschaften, aber stets stand zwischen mir und ihnen so etwas wie eine dünne Wand, die ich leider nicht durchdringen konnte.

Um Auskünfte zu bekommen, muß Vertrauen geschaffen werden. Bei fremden Menschen aus Asien stieß ich da zumeist auf Granit, oft verständlich, weil diese Leute auch mit Europäern schlechte Erfahrungen gemacht hatten.

Der Treffpunkt lag inmitten des Londoner Chinesenviertels. Auch als Sohn dieser Stadt kannte ich mich in diesem Wirrwarr nicht aus. Erst recht nicht mit dem Wagen, deshalb ließ ich den Rover auf einem bewachten Parkplatz zurück.

Der Wächter schielte auf mein Autotelefon, sah dann meinen Ausweis und versprach mir, noch ein drittes Auge auf meinen Wagen zu halten.

»Welches dritte denn?«

Er grinste. »Das Hühnerauge.«

Ich mußte über seine Schlagfertigkeit lachen. Ein gutes Trinkgeld sorgte dafür, daß er seinen Vorsatz tatsächlich nicht vergaß, und ich machte mich auf den Weg.

Es war nicht zu vergleichen mit China Town in Frisco oder in New York. Wer als Tourist nach London fährt, der kommt nicht, um das Chinesenviertel zu besuchen, der hat andere Ziele, so daß die Bewohner ziemlich unter sich waren.

Dennoch herrschte Gedränge. Die Geschäftigkeit war nicht zu übersehen. Besonders vor den zahlreichen kleinen Lokalen und rasch aufgestellten Buden. Natürlich sah ich die Wäschereien, auch die kleinen Läden, in denen Handwerker arbeiteten, und ich wußte auch von den verschachtelten Hinterhöfen, wo es oft genug Betriebe gab, in denen die Mitarbeiter ausgenutzt wurden. Da arbeiteten die Menschen für niedrige Löhne, da wurden keine Abgaben gezahlt, und zumeist waren auch die äußeren Bedingungen menschenunwürdig.

Bereits die gesamte Zeit über hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden.

Zahlreiche Augenpaare schienen sich in meinem Rücken festzubohren. Fast jeder zweite, der mir entgegenkam, schien sich ausgerechnet nur für mich zu interessieren.

Wahrscheinlich deshalb, weil ich einer anderen Rasse angehörte und sich nicht sehr viele Weiße an diesem Tag in den wenigen Straßen und Gassen aufhielten.

Als Treffpunkt war ein Lokal ausgemacht worden mit dem nicht gerade originellen Namen »Peking«. Wo es lag, wußte ich nicht genau, man hatte mir nur etwas von einer Gasse gesagt. Ich sollte mich bei Einheimischen danach erkundigen.

Das tat ich auch. Einen alten Mann, der trotz der Kälte auf einer Bank vor dem Haus hockte und mit einem Zahnstocher in seinem Gebiß herumpulte, sprach ich an.

Der Mann schaute auf. Ein Spucknapf stand genau richtig. Er zielte seine braue Soße hinein und hob die Schultern. Ein Zeichen, daß er nicht antworten wollte.

»Er versteht Ihre Sprache nicht, Mister.« Ich drehte mich um. Mein Blick fiel in das lächelnde Gesicht einer jungen Chinesin, die auch einen weißen Ahnen gehabt haben mußte, denn dieser Einschlag ließ sich nicht verleugnen. Sie trug gelbe Jeans, dazu eine auberginefarbene Jacke mit bunten Fransen an den Revers.

»Dann können Sie mir vielleicht helfen.«

»Versuchen Sie es.« Als sie lächelte, entstanden in ihren Wangen kleine Grübchen.

»Ich suche ein Lokal, das ›Peking‹.«

Ihre glatte Stirn zeigte plötzlich Runzeln. »Wollen Sie dort tatsächlich

hin?«

»Ja.« Ich schaute auf ihren glatten Scheitel. »Was ist denn mit dem Lokal?«

»Es hat keinen guten Ruf, Mister. Ich möchte Sie warnen.«

»Da müssen Sie schon konkreter werden.«

»Sie werden dort erstens nur Chinesen treffen, die unter sich bleiben wollen.«

»Dafür gibt es Gründe.«

»Sicher.«

»Und welche?«

Plötzlich tauchte hinter dem Mädchen ein Schatten auf. Und dieser Schatten war ein Mann. Seine Haare waren so lang, daß er sie zu einem Zopf zusammengeflochten hatte. Der braune Straßenanzug paßte nicht zu der Frisur.

Was er der Kleinen sagte, konnte ich nicht verstehen, denn er redete in seiner Heimatsprache. Komplimente waren es sicherlich nicht. Die junge Chinesin nickte, zog den Kopf ein und eilte davon, ohne mir noch einen Blick zuzuwerfen.

»Toll gemacht«, sagte ich.

»Sicher. Was wollen Sie?«

»Zum Restaurant ›Peking‹.«

»Kein Problem. Biegen Sie in die nächste Gasse ein. Da werden Sie es finden.«

»Ich bedanke mich.« Sein Grinsen gefiel mir nicht. Bevor er verschwinden konnte, hielt ich ihn fest.

»Eine Frage noch, Meister des langen Zopfes. Weshalb durfte die junge Frau nicht mit mir reden?«

»Es gehört sich nicht.«

»Okay.«

Ich ließ ihn gehen. Meine Auskunft hatte ich. Es waren nur wenige Schritte bis zur Einmündung der Gasse, und ich hatte den Eindruck, vor dem Tor zu einer zweiten Chinawelt zu stehen.

Das doch relativ bunte Treiben der breiteren Straße war dahinter zurückgeblieben. Ich schaute in einen schmalen, grauen Schlund, der von schmutzigen Hauswänden eingefaßt wurde. Wenn Fenster vorhanden waren, dann nur so groß wie ein normales Blatt Papier. Der Schlauch war sehr eng, in ihm konnten sich auch die Gerüche halten, die an der linken Seite durch ein Abzugsgitter strömten.

Mir kamen sie fremd vor, und ich hätte auch nicht alles gegessen, was da in den Töpfen und Pfannen schmorte.

Unter dem Abzugsloch sah ich den Eingang des Restaurants. An der Fassade klebte Schmutz. Auch die einzelnen Buchstaben des Namens waren mit einer Staubschicht bedeckt. Zwei alte Männer in grauen Kitteln schleppten einen großen Kessel mit brackigem Wasser nach

draußen. Sie kippten das Zeug kurzerhand in die schmale Gasse.

Ich schlenderte langsam an das Ziel heran, begleitet von einem Gefühl des Unbehagens. Die Gasse kam mir vor wie ein Gefängnis. Als ich einmal über die Schulter zurückschaute, sah ich den Kerl mit dem Zopf am anderen Eingang stehen. Er schaffte es sogar, sich höhnisch vor mir zu verbeugen.

Ich grinste ihn an und wartete, bis die beiden Männer durch den Eingang verschwunden waren. Die Schwingtür zitterte noch, als ich meine Handfläche gegen sie drückte.

Die Gerüche blieben, nur änderte sich die Umgebung. Rechts schimmerten rote Stoffstreifen an der Wand. An der linken Seite hing ein großes Bild, das einen feuerspeienden Drachen zeigte, der mehrere Menschen jagte.

Um in das eigentliche Restaurant zu gelangen, mußte ich einen roten Vorhang zur Seite schieben.

Der Vorraum war bis auf mich leer. Nicht einmal ein Käfer kroch über den abgetretenen Teppich.

Aber diese Tiere landeten eher in den Kochtöpfen.

Ich hatte keine Nerven mehr, sondern dünne Drahtseile, die zum Zerreißen gespannt waren. Über mir drehte sich eine Lampe. Drahtgeflecht war mit dünnem Papier bespannt worden.

Man hatte mir gesagt, daß man mich im Restaurant treffen wollte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als durch den Vorhang zu schlüpfen, hinter dem das »Paradies« lag.

Ein beim ersten Eindruck menschenleeres Paradies. Nur leere Stühle umstanden die viereckigen Tische aus Ebenholz und Mahagoni. Gespart worden war an der Inneneinrichtung nicht. Außen pfui, innen hui, das konnte sich hier sehen lassen. Und sauber war es auch.

Die Stimme erreichte mich aus dem Lautsprecher, der zwischen Wand und Ecke hing.

»Willkommen, Mr. Sinclair. Wir freuen uns, daß Sie der Einladung so prompt gefolgt sind. Ihrem Partner kann so etwas nur guttun.«

»Wo ist er?«

»Bitte, Mr. Sinclair, wir wollen doch die Regeln der Höflichkeit beachten. Nehmen Sie Platz, und zwar links von Ihnen sehen Sie einen Tisch dicht an der Wand. Dort stehen nur zwei Stühle. Ich würde Ihnen vorschlagen, daß Sie den linken der beiden nehmen.«

»Okay.«

Ich sah noch immer keinen Menschen, rechnete nur damit, beobachtet zu werden. Die leichte Gänsehaut wich auch dann nicht, als ich mich auf den Stuhl sinken ließ. Die Sitzfläche war mit einem weichen Lederbezug überzogen.

Und dann ging alles blitzschnell.

Die plötzliche Fliehkraft trieb mich zur Seite und drückte mich

gleichzeitig gegen die hohe Stuhllehne, so daß ich nicht von der Fläche fallen konnte. Ich vergaß meinen Vorsatz, zur Waffe zu greifen, weil sich der Stuhl eben so schnell bewegte und ich mich an der vorderen Kante festklammerte.

Mehrere Drehungen, dann der Schuß hinein in die Dunkelheit. Das war wie in einem Kinofilm.

Ich raste einen Gang entlang, die Tür war plötzlich in helles Licht getaucht.

Aufprall - und hindurch!

Der Stopp!

Brutal, jedenfalls abrupt. Der Geruch nach Schweiß, das grelle Licht, das mich blendete, dann sprangen mir, dicht vor meinem Gesicht, vier spitze Messerklingen entgegen, die aus den Gelenken eines übergestreiften Schlagrings hervorgeschnellt waren…

***

Ich saß unbeweglich und mußte mir die Stimme des Schlagringträgers anhören.

»Wenn du dich jetzt bewegst, wird von der Hälfte deines Kopfes nichts mehr zurückbleiben!«

»Das sehe ich«, erwiderte ich mit leicht trockener Stimme. Jedes Wort kratzte dabei im Hals.

Die Hand blieb. Ich schielte an ihr vorbei und entdeckte die Bewegungen im Hintergrund. Auch glaubte ich, Frauenstimmen zu hören, war mir aber nicht sicher. Der Kerl mit den vier Messern war nicht allein, davon ging ich aus. Auch wenn ich ihn überwältigen sollte, würden andere nachkommen. Für Suko war das bestimmt nicht gut.

»Wir werden reden«, sagte er.

»Okay, deshalb bin ich gekommen.« Sein Gesicht konnte ich nicht sehen. Er hielt es geschickt hinter der Lampe verborgen. Ich mußte mich voll und ganz auf die Zusagen der anderen Seite verlassen, was meinen Freund Suko anging, und ich hütete mich auch davor, den Banküberfall ins Gespräch zu bringen. Sollten die Killer einfach denken, daß wir sie nicht damit in Verbindung brachten.

»Wir haben deinen Freund!«

»Das weiß ich.«

»Ich wollte es dir nur noch einmal ins Gedächtnis rufen. Wie es ihm in Zukunft ergehen wird, hängt allein von dir und deiner Schnelligkeit ab.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Wenn du dir für deine Aufgabe zu lange Zeit läßt, wird es ihm nicht besser gehen. Je früher du sie bewältigst, um so schneller ist er frei.«

»Wie lange?«
»Höchstens drei Tage. Ich weiß nicht, ob ich das Ultimatum verlängern kann…«
»Schon gut. Was verlangen Sie?«
»Costello!«
Ich schluckte. »Wie bitte?«
Die vier Messerspitzen zitterten, als der Mann seine Hand bewegte. »Logan Costello, Sinclair. Ihn wollen wir haben. Du gibst ihn uns und bekommst deinen Partner zurück.«
»Das ist alles?«
»Ja.«
Ich ließ einige Sekunden verstreichen und kam mir vor, als würde ich auf einem elektrischen Stuhl sitzen. Diese Bedingungen waren verdammt hart, beinahe schon unerfüllbar. Nur mußte ich davon ausgehen, daß die Kerle es sehr ernst meinten. Erfüllte ich das Ultimatum nicht, war Suko verloren.
Costello nach London holen!
Das war ein Unding. Er würde mich nicht an sich herankommen lassen. Er befand sich in der Schweiz auf neutralem Boden. Wenn er wollte, konnte er mir seine Leibwächter schicken und mich im Schnee ersticken lassen. Weder freiwillig noch unfreiwillig würde Costello mit mir nach London kommen.
Das sah böse aus, sogar sehr böse…
»Du sagst nichts, Sinclair?«
»Mir hat es tatsächlich die Sprache verschlagen. Es ist eine sehr harte Aufgabe.«
»Nicht unlösbar für dich.«
»Doch!«
Der Kerl lachte. »Dann lehnst du also ab? Gut, wir werden dich und deinen Partner zur Hölle schicken.«
»Das habe ich damit nicht gesagt. Ich brauche eine Verlängerung des Ultimatums. Ich muß mir einen Plan einfallen lassen, wie ich an Costello herankommen. Er befindet sich nicht in London.«
»Das haben wir inzwischen auch herausgefunden, sonst hätten wir uns schon um ihn gekümmert.«
Er sprach glatt, ohne Emotion. Trotzdem zeigte er mir seine Gefühle, ich brauchte nur auf die vier Messerspitzen zu schauen. So waren die Mitglieder der Triaden, die aus Asien eingesickert waren.
Sie kannten nur ihr Ziel, gingen dabei über Leichen und verlangten den absoluten Gehorsam.
»Drei Tage?« hakte ich noch einmal nach. Es mußte mir doch gelingen, mehr herauszuschlagen.
»Ich gebe dir noch fünf Sekunden, um zuzustimmen. Wenn nicht, verläßt du diesen Raum als Toter!«

»Drei Tage sind…«

»Vier Sekunden!«

Ich geriet ins Schwitzen. Der Körper juckte. Zahlreiche Ameisen krabbelten über meine Haut.

»Eine Sekunde!«

Ich starrte auf die Klingen. Sie versprachen mir den Tod. Schon Suko hatte sie auf der alten Brücke am Kanal kennengelernt.

»Die Zeit ist um!«

»Okay, ich mache es. Ich werde es versuchen. In drei Tagen muß ich ihn haben.«

»Richtig.«

Ich atmete durch die Nase aus. Auch der Typ vor mir hörte das Schnaufen und mußte lachen. »Es ist nicht einfach, das wissen wir auch. Aber du kennst dich aus.«

»Hoffentlich. Wie geht es dann weiter?«

»Wenn du ihn hast, wirst du in deiner Wohnung auf unseren Anruf warten. Alles andere wird sich von allein ergeben. Ist das klar?«

»Natürlich.«

»Noch etwas, Bulle. Wir kennen eure Taktik, haben sie lange genug studieren können. Wir wollen keine großen Aktionen, verstehst du? Keinen Ärger, keinen Auflauf. Es muß alles der Reihe nach gehen, nur so kommen wir ins Geschäft.«

»Nein, ich werde die Kollegen nicht einweihen.«

»Das raten wir dir. Auch wenn wir uns jetzt zurückziehen, wirst du noch sitzenbleiben. Nach einer Minute wirst du aufstehen und kannst den Raum verlassen. Allerdings nicht auf demselben Weg, wie du gekommen bist. Es gibt noch eine zweite Tür. Man hat es nicht gern, wenn Weiße durch das Lokal laufen.«

»Verstanden!«

»Viel Glück, Sinclair!« Er sagte es spöttisch, obwohl ich mir vorstellen konnte, daß er es in meinem Fall durchaus ernst meinte.

Ich sah, wie er ging. Seine Schritte waren kaum zu hören, doch in das Licht geriet sein Schatten für einen Moment, bevor der Scheinwerfer erlosch.

Es wurde dunkel!

Stockfinster, und ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich selbst konnte nichts sehen, kam mir auf dem verdammten Stuhl vor wie eine Zielscheibe. Automatisch legte ich meine Hand gegen den Griff der Beretta, und meine Gedanken drehten sich in dieser langen Minute nicht um Suko und sein Schicksal, sondern um den Stab, der ihm gestohlen worden war. Sie hatten ihn, sie glaubten, seine Kraft in den Händen zu halten und ahnten nicht, daß auch das Gegenteil der Fall sein konnte.

Es war jedenfalls ein Tanz auf dem Vulkan, und Suko schwebte über

der Öffnung.
Wo mochte sich sein Versteck befinden? Ich ging davon aus, daß sie ihn hier im Chinesenviertel festhalten würden. Dieses Gebiet war so groß und gleichzeitig so verwinkelt, daß es Hunderte von Verstecken gab, die kein Fremder kannte. Ich konnte mir auch vorstellen, daß sich Suko nicht würde befreien können.
Eine scheußliche Vorstellung, die sich leider nicht aus meinen Gedanken fortwischen ließ.
Man hatte mir eine Minute Zeit gegeben. Ich verließ mich auf mein Gefühl und stand auf, als ich der Meinung war, daß die sechzig Sekunden hinter mir lagen.
Sehr vorsichtig stand ich auf. Würde man mich angreifen? Kam die Attacke aus dem Hinterhalt?
Die Finsternis blieb, ich stand allein in ihr, es war niemand da, der etwas von mir wollte. So holte ich meine kleine Lampe hervor und schaltete sie ein.
Der Strahl zerteilte einen Teil der Finsternis, mündete an einer Mauer, wo er einen Kreis hinterließ.
Ich sollte einen anderen Weg nehmen und suchte die Tür.
Wie ein gespenstisches Etwas huschte der Kreis über die Wand, als ich mich bewegte. Gleichzeitig hörte ich wieder die dünnen Frauenstimmen. Es war also doch keine Täuschung gewesen. Und sie drangen von der linken Seite her an meine Ohren.
Da sah ich auch die Tür.
Sehr grau, sehr schmal, völlig unscheinbar. Versehen mit einer schwarzen Metallklinke. Ich ging über den Steinboden, öffnete die Tür und löschte das Licht.
Helligkeit drang mir entgegen. Die Stimmen wurden von einem Zischen überlagert. Dampf wölkte auf und trieb als Schwaden durch einen verhältnismäßig großen Raum mit niedriger Decke. Öfen standen dort, und auf den dunklen Ofenplatten entdeckte ich die schweren eisernen Bügeleisen, die dort mit Wasser gefüllt standen, um Temperatur zu bekommen.
Andere Eisen wurden von schlanken Frauenhänden umfaßt. Sie gingen damit um, als wären die Dinger leicht wie Federn, und ebenso leicht glitten sie über die Stoffe hinweg, die auf den langen Bügelbrettern lagen. Da waren bestimmt zwanzig Mädchen bei der Arbeit. Eingepfercht in einen viel zu kleinen Raum, der zudem nur ein Fenster besaß, durch das trübes Tageslicht schimmerte.
Wer hier arbeitete, wurde ausgenutzt, der verlor irgendwann seine Gesundheit.
Die Mädchen unterhielten sich, sie kicherten auch oft und erschraken, als sie mich sahen. Ich fühlte mich ziemlich unwohl, als ich durch den schmalen Gang schritt, der sich zwischen den Brettern

öffnete. Aus einer Ecke, wo auf einem kleinen Podest ein Sessel stand, löste sich der Aufpasser.

Es war der Chinese mit dem Zopf. Er stellte sich mir in den Weg und lächelte.

»Alles klar«, sagte ich.

»Das freut mich.«

Ich tätschelte seine Wange, was er widerstandslos hinnahm. »Eines will ich dir sagen, Meister des Zopfes. Deine Visage habe ich mir sehr gut gemerkt. Es kann durchaus sein, daß wir uns unter anderen Umständen wiedertreffen.«

»Tatsächlich?«

»Bestimmt sogar. Und dann zieh dich warm an, das rate ich dir.« Ich drückte mich an ihm vorbei.

Die Mädchen waren sehr stumm geworden. Bestimmt fürchteten sie sich vor ihrem Aufpasser.

Eine Tür führte nach draußen. Der Raum und die zischenden Eisen blieben hinter mir zurück. Ich atmete tief durch, schaute mich um. Ich stand in einem mir unbekannten Gelände. Eine, schmale Gasse, die in zwei Richtungen führte. Rechts war sie mir durch einen parkenden Lastwagen versperrt. Ich nahm die andere Seite.

Die Spannung auf meinem Rücken war noch immer nicht gewichen. Ich paßte höllisch auf. In China Town verschwanden Menschen von einer Sekunde auf die andere und tauchten nie mehr auf.

Mich ließ man in Ruhe. Ich fand auch meinen Wagen wieder, und der Wächter strahlte mich an. »Es ist nichts passiert, Sir. Ich habe besonders auf ihn geachtet.«

»Danke.«

Er hielt mir sogar die Tür auf, als ich einstieg. »Ach so«, sagte er, »das soll ich Ihnen noch geben.«

Er fummelte in seiner Tasche herum und holte einen silbrig blitzenden Gegenstand aus Leichtmetall hervor. Es war ein kleines Dreieck, das Zeichen der Triaden.

Meine Augen bekamen einen harten Glanz. »Wer hat es Ihnen geschenkt?«

»Ein Schlitzauge.«

»Kannten Sie ihn?«

Der Mann lachte. »Hören Sie, Sir, da kennt sich keiner aus. Die kann man nur an ihren Haarschnitten unterscheiden. Ich weiß nur, daß er jung war.«

»Behalten Sie es.«

»Danke, Sir.«

Ich fuhr los. Sie hatten mich also schon die ganze Zeit über unter Kontrolle gehalten. Mein Gefühl war richtig gewesen. Chinesen haben tausend Ohren und tausend Augen, das war mir wieder einmal

drastisch bestätigt worden.
Ich verdrängte die Gedanken an die nahe Vergangenheit und versuchte, mich auf die Zukunft zu konzentrieren.
Und die hieß Arosa!

***

Die warmen Temperaturen dieses Januars hatten die hohen Regionen der Alpen nicht erreicht. Während Skiorte, die tiefer lagen, über Tauwetter klagten, konnten die Offiziellen und die Gäste von hochgelegenen Orten wie Arosa oder St. Moritz darüber nur lachen. Bei ihnen lag die weiße Pracht und natürlich auch auf den alles überragenden Bergen, deren Hänge mit bunten Tupfern übersät waren, den Skiläufern, die über die Pisten flitzten.
In Arosa herrschte Hochbetrieb. Dennoch war um diese Zeit nicht alles ausgebucht. Jane Collins hatte noch ein Zimmer in einem sehr schönen Hotel bekommen, das ganz am Ende des Dorfs lag und einen unverbauten Ausblick auf die Berge bot.
Wenn sie aus der Höhe zurückkehrte, fuhr sie oft genug bis dicht vor das Hotel, stellte ihre Skier ab und gönnte sich an der Außenbar einen Drink.
Es war die berühmte Eisbar, hier traf man sich, man hatte Spaß, man lachte und scherzte.
Jane war nicht zum Vergnügen hier in Arosa. Sie suchte Francine Joy. Sie wollte ihr auf den Fersen bleiben und herausfinden, was diese Person vorhatte.
Bisher war es ihr nicht gelungen. Sie hatte die Person nur einmal kurz im Ort gesehen. Leider war sie ihr entwischt, aber Jane hatte Nachforschungen angestellt und bei der Zentrale für Zimmerreservierungen erfahren, daß Francine Joy ein kleines Haus gemietet hatte, gar nicht weit von Janes Hotel entfernt. Es schmiegte sich an einen Hang. Das schneebedeckte Dach war kaum zu sehen, dafür die braune Holzfassade, die einen harten Kontrast zu der weißen Umgebung bildete.
Jane Collins hatte sich alles so gut vorgestellt. Sie wollte ein zufälliges Zusammentreffen arrangieren, mit der Frau in Kontakt kommen, das jedoch war hinfällig geworden.
Der Anruf aus London hatte sie alarmiert!
Es machte noch ein Bekannter Ferien in Arosa. Auf den allerdings konnte sie gern verzichten, denn dieser Kerl war Londons mächtigster Mafiaboß Logan Costello.
Natürlich lebte er nicht in einem Hotel. Er und seine Crew hatten sich ebenfalls ein Haus gemietet, mehr im Ort, nicht weit vom Bahnhof entfernt, wo auch der zugefrorene See lag.
Um Costello sollte sich Jane kümmern, ihn beobachten und einige

Meldungen nach London absetzen.

Ein Job, der ihr nicht gefiel, denn durch ihn trat die andere Aufgabe in den Hintergrund. Francine Joy konnte sie zunächst einmal vergessen.

Jane hatte sich mit dem Lift hochfahren lassen, war an der Station ausgestiegen und schaute hinein in das Gewimmel der Skiläufer, die ihre Bretter anschnallten, um sich für die Abfahrt fertigzumachen.

Sie schaute in die Tiefe.

Wie auf dem Präsentierteller lag Arosa vor ihr. Bedeckt von einem tiefblauen Winterhimmel, wie ihn keine Postkarte farbiger und schöner wiedergeben konnte.

Sie atmete tief durch. Die dünne Luft machte ihr nichts aus, sie fühlte sich hier wohl, und die Kleidung hielt auch die Kälte ab. Jane trug einen bunten Skianzug. Die Farben Blau; Grün und Gold überwogen auf der weißen Grundfläche. Ein Stirnband und Ohrenschützer vervollständigten die Kleidung. Die Sonnenbrille wurde gleichzeitig als Schneebrille verkauft und war für den Fahrer unerläßlich.

Der Schnee blendete, weil er das Sonnenlicht reflektierte, mit dem Arosa verwöhnt wurde.

Ideale Bedingungen also. Jeder freute sich, war happy, bis auf Jane Collins.

Irgendwo hatte sie das Gefühl, als wäre es ihre letzte Abfahrt, die sie nahm, und sie wollte sie noch einmal genießen. Zur Station gehörte auch ein Restaurant. Viele Plätze waren bereits besetzt. Andere Gäste hatten sich Liegestühle gemietet, lagen dort und ließen sich von der Wintersonne bräunen, natürlich die Haut und die Lippen dick eingecremt, was auch Jane getan hatte.

Sorgfältig stieß sie in die Biegung. Im Watschelgang bewegte sie sich auf einen kleinen Hügel zu, wo sich die versammelten, die nach unten fahren wollten.

Nicht weit entfernt übten die Lehrer mit ihren Schülern. Das hatte Jane schon lange hinter sich.

Die Handschuhe saßen perfekt, die Brille klemmte ebenfalls nicht, dann ging es los.

Sie hörte, wie die Bretter über den Schnee knirschten, bekam Fahrt. Der Platz öffnete sich vor ihr wie ein gewaltiges Feld, auf dem sich die Fahrer verteilten.

Abwärts!

Von nun an ging es nur noch in die Tiefe. Irgendwann würde sie in der Nähe des Hotels die Hauptstraße erreichen, die Arosa in zwei Hälften teilte.

Man kann mit anderen fahren, sich dabei lauthals unterhalten, man kann aber auch allein dem Tal entgegenhuschen. Das war bei Jane der Fall. Sie hatte eine geduckte Haltung eingenommen, federte die

Unebenheiten des Bodens mit den Knien ab. Das Gefühl des Glücks schoß in ihr hoch. Sie fühlte sich total befreit, die Sorgen und die Ängste des Alltagslebens flogen weg und schienen von den Bergen verschluckt zu werden.

Die Landschaft raste an ihr vorbei. Stimmen wehten heran, verklangen. Die Geschwindigkeit erhöhte sich, und Jane blieb immer auf der abgesteckten Piste.

Ab und zu bremste sie ab, fuhr Slalom. Sie wollte nicht zu schnell werden und dabei sich und andere gefährden.

So herrlich diese Abfahrt auch sein mochte, die Gedanken kehrten zurück. Wieder und immer wieder dachte sie an Logan Costello und sah dessen graues Betongesicht vor sich. Der gesamte Mann wirkte so, als wäre er aus Stein gemeißelt und zum Leben erwacht. Ein Widerling, ein brutaler Mensch, der nur seinen eigenen Vorteil kannte und keine Rücksicht auf andere nahm.

Costello paßte einfach nicht in dieser Bilderbuchlandschaft hinein, er war ein Teufel, ein General, der über eine Armee von Killern und Verbrechern befehligte. Jane bekam Magendrücken, wenn sie an ihren Auftrag dachte.

Costello beobachten…

Das bedeutete, einen Drahtseilakt zu vollführen, bei dem man die Balance verlieren konnte.

Jane konzentrierte sich wieder auf ihre Umgebung. Die Hänge waren flacher geworden.

Sie sah bereits den kleinen Friedhof mit der wunderschönen Kirche. Sie wollte rechts an ihr vorbei, dann lag dort die Seilbahnstation und nur wenige Schritte entfernt stand das Hotel.

Ein hoher Kasten, eine Bettenburg, die sich trotzdem einigermaßen gut in die Landschaft einfügte und besonders im Winter nicht so auffiel, weil der Schnee gnädig alles Negative verdeckte.

Noch einmal bekam Jane Schwung. Sie wedelte dem Ende der Abfahrt entgegen. Nicht weit entfernt schleppte der Lift die Skifahrer in die Höhe.

Die ersten Häuser schauten aus der weißen Pracht. Der Geruch von Rauch wehte in Janes Nase.

Jedes Haus besaß einen Kamin. Die blaugrauen Rauchwolken quollen aus den viereckigen Öffnungen der Schornsteine in den blauen Himmel.

Jane bremste ab, sonst wäre sie direkt über die Straße auf den Platz vor dem Hotel zugefahren, wo auch die Eisbar aufgebaut worden war. Zahlreiche Gäste und auch Fremde umlagerten sie. Da floß der Champagner ebenso wie der Pflaumenschnaps oder heißer Kaffee. Zwei Mixer und Kellner hielten die Gäste bei Laune. Sie schufteten wie die Berserker und fanden trotzdem Zeit genug, Witze zu erzählen.

Jane stellte die Skier ab. Sie verspürte einen leichten Hunger, doch einen noch stärkeren Durst.

Die Handschuhe klemmte sie fest. In den Skistiefeln näherte sie sich etwas schwerfällig der Bar, schüttelte das blonde Kurzhaar aus und erntete bereits die ersten Blicke der Männer.

Jane kümmerte sich nicht darum. Sie fand am Ende der Bar ein freies Plätzchen und bestellte einen Kaffee.

Heiß, schwarz und duftend wurde er ihr serviert. Der dunkelhaarige Kellner aus dem Hotel lachte sie an. »Trinken Sie ihn einfach so, Jane?«

»Ja.«

»Keinen Muntermacher.«

»Ohne Pflümli.«

»Und später.«

Sie lachte. »Darüber läßt sich reden.«

Das heiße Getränk tat gut. In der Nähe stand ein junger Mann, der sie nicht aus den Augen ließ. Er war braungebrannt, wirkte wie ein Dressman und hob hin und wieder sein mit Champagner gefülltes Glas, was auf Jane Collins keinen Eindruck machte, denn sie blickte gleichgültig an dem kleinen Schaumacher vorbei.

Was hinter ihr geschah, sah sie nicht. Ihr fielen deshalb nicht die beiden Männer auf, die keinesfalls zu den Skiläufern gehörten, denn sie trugen gefütterte Parkajacken und dicke Cordhosen. Die Jacken standen offen, die Hände hatten sie in die Taschen geschoben, die Augen hinter den dunklen Gläsern der Sonnenbrille versteckt.

Obwohl viele Urlauber ähnlich aussahen, stachen sie doch von ihnen ab. Es war die Art zu gehen und sich zu bewegen, da lag das Mißtrauen in jeder Haltung. Sie schauten nicht nur mit den Augen, auch mit dem Körper. Nahe der Schneebar blieben sie stehen. Musik dudelte aus den Außenlautsprechern. In die Klänge hinein knallten Champagnerkorken, und es erinnerte ein wenig an Silvester.

Die beiden blieben stehen. Hinter den Brillen bewegten sich ihre Augen. Blicke tasteten die an der Bar stehenden Gäste ab, dann hatten sie gefunden, was sie suchten.

Einer wies nach vorn. Der von einem Handschuh verdeckte Finger zeigte auf Jane Collins' Rücken.

Alles klar…

Sie gingen los. Eine junge Frau wurde aus dem Weg geräumt. Wieder verständigten sich die beiden allein durch die Zeichensprache. Das Ergebnis bekam Jane Collins mit.

Plötzlich wurde es eng. Sie konnte zu keiner Seite hin ausweichen, denn rechts und links standen sie und hatten sie eingekeilt. Jane hatte keinen Blick in ihre Gesichter geworfen, trotzdem wußte sie genau, daß sie sich in einer unangenehmen Gesellschaft befand. Jane merkte

es an dem Prickeln auf ihrem Rücken, sie tat aber so, als hätte sie nichts festgestellt und winkte dem Kellner.

»Jetzt einen Pflümli?«

»Nein, noch einen Kaffee?«

Der Mann griff zur Flasche. Er stand in einer schrägen Haltung und zeigte Jane sein Halbprofil. Ein Auge kniff er zu. »Ich werde dem Schwarzen einen Schuß verpassen.«

Jane lachte. »Okay, wenn Sie wollen.«

»Du solltest nüchtern bleiben!« Der rechte der beiden Kerle sprach die Detektivin an.

»Verschwinden Sie!«

»Nicht doch, Süße. Wir sind extra wegen dir hergekommen. Es gibt da jemand, der es überhaupt nicht mag, daß man ihm nachspioniert, wenn du verstehst.«

»Leider nicht.«

»So - der Kaffee mit Schuß.«

»Danke, Erich.«

»Hast du nicht gehört?« fragte der linke.

»Doch.«

»Und was sagst du?«

Jane schlürfte den Kaffee. »Daß ihr mich in Ruhe lassen sollt. Ich weiß, wer euer Boß ist. Sagt Costello, daß er mich nicht interessiert. Alles klar?«

»Er wird uns nicht glauben.«

»Das ist sein Problem.« Jane hatte die beiden nicht einmal angeschaut. Sie hörte nur, wie sie sich über ihr Verhalten unterhielten.

»Die Süße ist unbelehrbar, wirklich. Man sollte andere Maßnahmen ergreifen.«

»Das wird so kommen.«

»Er soll sich zum Teufel scheren!« flüsterte Jane. »Ich mache hier Urlaub.«

»Das wollte der Boß auch.«

»Dann soll er es.«

»Nicht wenn er Anrufe aus London bekommt.«

»Dafür kann ich nichts.«

Die beiden wechselten sich beim Sprechen ab, und Jane Collins gab sich weiterhin gelassen, obgleich sie innerlich fieberte, denn sie wußte, daß sich in diesem friedlichen Skiort einiges zusammenbraute.

»Verschwinde lieber, Süße. Es ist deine letzte Chance. Heute abend mußt du weg sein.«

»Und wenn nicht?«

»Beschäftigen wir uns mit dir.«

»Wie schön für euch.« Jane drückte sich von der Eisbar weg. Zum erstenmal sah sie die Kerle. Ein Teil ihrer Gesichter versteckten sie

hinter dunklen Sonnenbrillen. Auch ihre Haut war braun, und Jane stellte fest, daß sie zu den eiskalten Typen gehörten. Costello ließ keine Chorknaben in seine unmittelbare Nähe. Wer sein Haus mit ihm teilen wollte, mußte schon zu den Stars in der Branche zählen.

Sie gingen wie zwei Bären, die durch den Schnee stampften. Jane hatte die zweite Tasse nur bis zur Hälfte geleert. Sie schaute den Kerlen nach, bis sie verschwunden waren.

Ihr Herz schlug schneller. Was sollte sie tun? Wirklich verschwinden oder bleiben?

Weglaufen konnte sie nicht. Außerdem war sie nicht der Typ, der einfach vor einem Problem floh.

Ihr würde schon etwas einfallen. Sie leerte die Tasse und bestellte jetzt einen Pflümli pur, den der Keeper mit einem breiten Lachen servierte. »Ich wußte doch, daß Sie noch einmal vernünftig werden.«

»Vernünftig ist gut.«

»Sagen Sie mal. Die beiden Typen vorhin, das waren bestimmt nicht Ihre Freunde.«

»Stimmt.«

»Wollten die Sie anmachen?«

»So ähnlich, Erich.«

»Die haben nicht mal etwas bestellt.«

Jane hob ihr Glas. Wasserhell schimmerte der Schnaps. »Wenn die noch einmal auftauchen, dann machen Sie ihnen Beine.«

»Werde ich.«

Sie trank, und Jane verlangte die Rechnung. Sie wollte nur unterschreiben, legte ein Trinkgeld hinzu und verließ die Eisbar. Bis zum Hoteleingang waren es nur wenige Schritte. Sie lief unter dem Vordach entlang und betrat die Halle, wo hinter der rustikalen Rezeption jemand stand, der ihr heftig zuwinkte.

Schnell war Jane bei ihm. »Ein Anruf, Miß Collins.«

»Hier und jetzt?«

»Ja.«

Der Apparat stand am linken Ende der halbrunden Rezeptionstheke, wo sich auch ein Hocker befand, den Jane in Beschlag nahm, als sie telefonierte. Schon kurz nach ihrer Meldung hörte sie die Stimme eines Mannes aus London.

»Ich hoffe, es geht Ihnen gut, Miß Collins.«

»Sir James - Sie?«

»Ich kann es nicht leugnen.«

»Was ist geschehen?«

»Hören Sie zu, Miß Collins. Sollte es Ihnen tatsächlich gutgehen, werden Sie bald ein Hochgefühl erleben. Morgen trifft John Sinclair bei Ihnen ein.«

Jane war überrascht. »Was? John hier in Arosa?«

»Er wird gegen Mittag bei Ihnen sein und sogar in Ihrem Hotel wohnen. Da haben wir noch einmal Glück gehabt.«

»Aber weshalb, Sir?«

»Es geht um Costello.«

»Dachte ich mir fast. Hören Sie zu, Sir James. Vor einigen Minuten haben mich zwei seiner Männer aufgefordert, den Ort sofort zu verlassen.« Jane berichtete haarklein von dem Gespräch und fügte zuletzt eine Frage hinzu, die ihr auf dem Herzen brannte. »Was ist überhaupt geschehen, Sir? Was läuft im Hintergrund ab? Können Sie mich informieren?«

»Ja.«

Jane setzte sich bequemer hin. Der Superintendent nahm kein Blatt vor den Mund, und Jane Collins erfuhr Hintergründe, die ihr die Haare zu Berge stehen ließen. Der Fall nahm Dimensionen an, die ihr nie in den Sinn gekommen wären. Eine Gänsehaut rann über ihren Körper. Es ging um Macht und natürlich um Leben und Tod. Möglicherweise konnte sich sogar hier in Arosa das Schicksal des Logan Costello entscheiden. In einem zweiten Brennpunkt stand dabei John Sinclair. Er mußte versuchen, Costello nach London zu locken oder ihn zumindest dazu bewegen, einen Teil des Wegs gemeinsam zu gehen.

»Haben Sie alles verstanden, Jane?«

Mit dem gekrümmten Finger wischte sie Schweißperlen von der Stirn. »Ja, Sir, ich habe es verstanden. Ein verfluchtes Ultimatum. Da… da… kommen wir nicht raus.«

»Es bleibt aber keine andere Möglichkeit.«

»Das befürchte ich auch.« Sie stellte einen Fuß auf den Boden. »Werden Sie nach Suko forschen, Sir?«

»Nicht offiziell.«

»Sie haben auch keine Spur?«

»Man hat ihn irgendwo im Chinesenviertel versteckt. Sie wissen selbst, Jane, daß sich in diesem Gebiet kaum jemand auskennt. Unsere Polizei hat dort keine Chancen.«

»Das befürchte ich auch. Außerdem hat man ihm seinen Stab abgenommen. Suko wird verzweifelt sein.«

»Sicher.«

»Dann werde ich versuchen, Costellos Häschern aus dem Weg zu gehen. Ich glaube nämlich nicht daran, daß sie nur leere Drohungen ausgesprochen haben. Da steckte durchaus etwas dahinter.«

»Das befürchte ich.«

»Sollte sich etwas tun, Sir, werde ich Sie informieren.«

»Darum möchte ich Sie bitten. Und geben Sie auf sich acht, Jane! Halten Sie durch.«

»Ich werde mich bemühen, Sir. Bye…«

Als Jane den Hörer auflegte, schaute sie der junge Mann etwas besorgt an. »Ist was mit Ihnen, Miß Collins? Schlechte Nachrichten? Sie sehen so anders aus.«

»Lassen Sie mal. Es ist eigentlich nichts.« Sie rutschte vom Hocker und wußte im ersten Augenblick nicht, wohin sie sich wenden sollte an diesem herrlichen Wintertag, und sie schlug den Weg zum Frühstücksraum ein, um auf die Terrasse zu gelangen.

Die war zugeschneit. In den Schnee hatten Helfer Wege geschaffen, damit die Gäste zu den Liegestühlen gelangen konnten, um dort die Sonne zu genießen.

Die Hälfte der aufgestellten Stühle war frei. Jane legte sich auf einem nieder und öffnete ihre dicht gefütterte Jacke, die jetzt einfach zu warm war. Darunter trug Jane einen dünnen Pullover, mehr ein Sweatshirt, das sie auch aufknöpfen konnte.

Der Blick war prächtig. Sie schaute über ein kleines Tal hinweg, durch das ein Gletscherbach schäumte, bis hoch zu den Wiesen und Almen und den dichten Wäldern.

Auf dieser Seite wurde nicht gefahren. Das Gelände eignete sich nicht, es war zu steil und auch zu dicht bewachsen. Dick und pappig lag die weiße Pracht auf den Bäumen, und über allem stand der herrlich blaue Himmel.

Die Wärme der Sonnenstrahlen hatte zahlreiche Menschen schläfrig werden lassen, auch Jane wäre fast eingeschlafen, sie aber dachte immer wieder an den Anruf und an die Warnungen der beiden Gangster.

Nichts durfte sie auf die leichte Schulter nehmen. Hier war eine Hölle im Anmarsch.

Tritte knirschten durch den Schnee und schabten auch über die freigeschaufelte Fläche hinweg.

Jemand kam und rückte einen Liegestuhl an Janes rechte Seite.

Sie schaute kurz hin und war beruhigt, daß es eine Frau war. Sie trug eine große Sonnenbrille, hellblaue Thermohosen und eine locker fallende, gefütterte Lederjacke.

»Hallo, Miß, ich grüße Sie und freue mich, Sie endlich gefunden zu haben.«

Jane kannte die Stimme von der Mattscheibe her. Neben sie hatte sich Francine Joy gelegt…

***

Suko merkte, daß Zeit so verflucht lang werden konnte. Knife war verschwunden, um mit John zu reden und ihm seine Bedingungen klarzumachen. Es stand für den Inspektor fest, daß John ihn nicht im Stich lassen würde. Wie er ihn kannte, würde er auf die Bedingungen eingehen, nur fragte sich Suko, wie John die Theorie in die Praxis

umsetzen wollte.
Er klemmte in der Röhre wie ein hineingepreßtes Stück Holz, konnte die Arme nicht bewegen.
Selbst die Hüften schienen an der rauhen Fläche festgeleimt zu sein, doch die Beine und die Füße zog er hin und wieder an, so daß wenigstens sein Kreislauf nicht zusammenbrach.
Aus der Schale zuckten noch immer die Flammen. Sie waren mittlerweile blasser und kleiner geworden. Längst gaben sie nicht mehr das Licht ab wie zuvor.
Suko konnte sich ausrechnen, daß sie irgendwann in der nächsten Stunde völlig verlöschen würden.
Dann war es dunkel, und dann würden die Ratten zurückkehren. Er hatte nach dem brutalen Tod der fetten Wasserratte von den anderen nichts mehr gehört, ging allerdings davon aus, daß sie noch vorhanden waren und in ihren Verstecken auf eine günstige Gelegenheit lauerten, um ihn angreifen zu können.
Zuvor aber hörte er wieder die Tritte. Schon am Klang erkannte er, daß ihm Knife einen Besuch abstatten würde, und die Spannung in Suko stieg wieder an.
Der Schlüssel drehte, sich, die Tür kratzte über den Boden. In den Angeln quietschte sie, dann erschien Knife in Sukos Verlies. Der Inspektor schaute in die Höhe. Er suchte im Gesicht des Mannes nach einer Regung, doch die Fassade blieb glatt.
Knife stellte sich wieder so auf wie bei seinem ersten Besuch. Nur fuhr er die Messer nicht aus dem Schlagring, er hatte ihn auch nicht übergestreift.
»Wie geht es dir?« erkundigte er sich voller Spott und schaute sich um, als würde er den Raum zum erstenmal betreten. »Mir würde es hier nicht gefallen.«
»Ja, ich habe auch schon besser gestanden.«
»Hast du Hunger?«
»Nicht mehr als sonst.«
»Aber Durst.«
»Das schon eher.«
»Man wird dir etwas zu trinken bringen, Vetter.« Knife grinste wieder. Dabei sah seine Haut aus, als bestünde sie aus Gummi, das allmählich in die Breite gezogen wird. »An meinem Verhalten dir gegenüber kannst du erkennen, daß dein Freund gespurt hat. Sinclair ging auf unsere Bedingungen ein. Er wird Costello dazu überreden, die Macht in London abzugeben. Ist das nicht gut?«
Suko schaute ihn an und glaubte, nicht richtig gehört zu haben. Das konnte nicht wahr sein, was ihm Knife da unterschieben wollte. Costello war es gewohnt, Befehle zu geben. Er ließ sich von keinem Menschen etwas sagen, erst recht nicht von einer Person wie John

Sinclair, die auf der anderen Seite stand. Das war einfach nicht drin, da würde er nie mitspielen. Suko rechnete fest damit, daß John diesen Knife mit einem Trick hingehalten hatte.

»He, Vetter, was ist? Glaubst du mir nicht?«

»Es ist schwer.«

»Dann mißtraust du deinem besten Freund?«

»Das nicht. Ich stelle mir vor, wie schwer es sein wird, Costello zu überzeugen.«

»Da hast du recht.« Knife begann zu wandern. Der Widerschein des Feuers erfaßte ihn, huschte über seine Gestalt hinweg und zeichnete sie nach. Manchmal verzerrte er den Körper auch, so daß er selbst zu einem Teil des Schattenspiels wurde. Knife lehnte sich an die Wand. Aus dem Dunkeln drang seine Stimme an Sukos Ohren. »Sinclair wird alles einsetzen müssen, weil er genau weiß, daß es um dein Leben geht. Ihr seid Partner, ihr geht durch dick und dünn, er kann es sich nicht leisten, dich im Stich zu lassen. Costello wird aber nicht kommen wollen und auch keine Lehre annehmen. Die Konfrontation ist vorprogrammiert, Vetter. Sie wird eskalieren, und ich rechne damit, daß nur einer überlebt. In diesem Fall drücke ich deinem Freund die Daumen, so wäre für uns der Weg endlich frei.«

»Soll John Costello aus dem Weg räumen?«

»Wäre mir am liebsten.«

»Daran glaube ich nicht.«

»Dann hast du Pech. Ich wollte dir auch noch sagen, daß ich ihm ein Ultimatum von drei Tagen gesetzt habe. Länger wirst du es in der Röhre kaum aushalten können. Drei Tage, Vetter, dann sehen wir weiter. Ich wünsche dir viel Spaß.«

Knife ging, ohne noch ein Wort zu sagen. Auch Suko wollte mit ihm nicht mehr reden. Die Tür fiel zu, der Schlüssel drehte sich von außen, die Tritte verklangen.

Suko blieb allein zurück!

Er hatte Zeit genug, über die Worte des Mannes nachzudenken. Drei Tage in der Röhre stecken, das war Wahnsinn: Wenn sie ihn herauszogen, war er mehr tot als lebendig, obwohl sie kommen und ihm wenigstens etwas zu trinken geben würden.

Drei Tage Horror, drei Tage Folter. Wieviel konnte ein Mensch aushalten?

Suko schaute gegen die Decke, wo der Widerschein der Flammen unruhig tanzte. Aber auch dort zeichnete sich keine Lösung ab, er mußte tun, was seine »Vettern« verlangten.

Drei Tage in der verdammten Röhre!

Bereits der Gedanke daran ließ die Panik in ihm hochsteigen, zugleich auch die Wut und den Zorn.

Er gehörte zu den Menschen, die zu kämpfen gewohnt waren, und er

nahm sich vor, nicht aufzugeben. Er mußte einfach raus aus der Röhre.

Durch hektische Bein- und Kopfbewegungen hatte Suko versucht, den Druck zu lockern. Das war ihm nicht gelungen. Er steckte einfach zu fest, und auch seine Arme waren hart an den Körper gepreßt, die Hände ausgestreckt, so daß er die Finger bewegen konnte. Mehr aber gelang ihm leider nicht.

Knife hielt sein Versprechen. Irgendwann in der folgenden halben Stunde kam jemand, um Suko Wasser zu bringen. Ein junger Chinese mit Igelhaarschnitt und einem stechenden Blick trug eine kleine Kanne, die aussah wie eine Schnabeltasse.

Suko empfand es als deprimierend, auf Hilfe angewiesen zu sein. Er legte den Kopf zurück und öffnete den Mund.

Über der Öffnung schwebte der Ausguß der Schnabeltasse, dann kippte er und entließ den dünnen Wasserstrom. Er zielte in Sukos Mund, der sich anstrengen mußte, schluckte und Angst hatte, daß er sich dabei verschluckte.

Es klappte einigermaßen. Als der Mann die Schnabeltasse zurückzog, rannen noch Tropfen über Sukos Kinn.

»He, bleib mal hier.«

Der junge Chinese drehte sich um. »Was ist denn?«

»Ich möchte gern wissen, wann du zurückkommst.«

»Weiß ich nicht.«

»Ich brauche das Wasser, um zu überleben.«

»Meinetwegen kannst du krepieren.«

»Sei nicht so hart, mein Lieber. Ein jeder lebt gern. Vielleicht ändert sich die Lage noch einmal. Dann werde ich über dir stehen, und du wirst froh darüber sein, wenn ich…«

Der junge Mann wollte nichts mehr sagen. Er drehte sich um und ging weg. Sehr hastig drehte er die Schlüssel zweimal von außen um.

Wieder keine Chance!

Suko spürte die Bitterkeit in sich hochsteigen. Aber er fühlte sich durch das Wasser auch erfrischt.

Nur etwas bereitete ihm Sorge. In seinem Rücken hörte er wieder Geräusche, die ihm überhaupt nicht paßten.

Dieses leise Kratzen und Schaben zeigte ihm an, daß die in irgendwelchen Spalten verborgenen Ratten ihre Hemmungen überwunden hatten und sich aufmachten, die Verstecke zu verlassen.

Eine Ratte hatte er durch Schreie vertrieben. Suko glaubte nicht daran, daß er es immer schaffen konnte.

Es *mußte* ihm einfach etwas einfallen!

***

Jane Collins sagte zunächst nichts. Sie hielt die Augen offen, schaute

durch die dunklen Gläser der Brille hinein in den grellen Ball der Sonne, der sich am Blau des Winterhimmels abzeichnete. Sie überlegte, sie glaubte gleichzeitig, einen Traum zu erleben. War es ein Zufall, der Francine Joy an diesen Platz neben ihr geführt hatte? Oder war es Berechnung?

Das konnte sich Jane nicht vorstellen, denn die Joy wußte ja nicht, daß sich Jane ihretwegen in Arosa befand.

Doch ein Zufall?

Jane Collins schaute nicht zur Seite, ließ ihren Blick über den Himmel gleiten. »Wieso haben Sie mich gesucht und auch gefunden? Weshalb sind Sie froh darüber?«

»Das kann ich Ihnen sagen.«

»Bitte.«

»Ich habe dich gespürt!« Jane zuckte leicht zusammen, als Finger gegen ihren Arm tasteten.

»Ach ja?«

»Sicher. Wer bist du?«

»Jane Collins.« Obwohl die Detektivin es nicht wollte, rutschte ihr der Name heraus. Sie ärgerte sich darüber, denn das ging die andere Person nichts an.

»Ich bin Francine Joy.«

Jane überlegte, ob sie sagen sollte, daß Francine ihr bekannt war. Jedenfalls besaß sie eine einprägsame Stimme, die Menschen in ihren Bann ziehen und einlullen konnte.

»Ja, ich kenne Sie!«

»Du kommst aus London?«

»Richtig geraten.«

Die Joy lachte. »Nicht geraten, nur gespürt. Laß uns hier weggehen und ein Glas trinken. Es wird sicherlich interessant werden, Jane.«

»Gut.«

Jane biß sich nach dieser Antwort auf die Lippen. Eigentlich hatte sie ablehnen wollen, das aber klappte nicht. Die fremde Person besaß tatsächlich eine gewisse Macht über sie.

Aufpassen, dachte sie. Laß dich nur nicht fertigmachen. Das kann ins Auge gehen.

Sie stand auf, drehte sich dabei nach rechts und Francine zur selben Zeit nach links, so daß sich beide Frauen anschauen konnten.

Francine Joy trug das braunrote Haar mit den hellen Farbschimmern hochgesteckt. Spangen hielten es an verschiedenen Seiten zusammen. Das Gesicht mit den etwas hochstehenden Wangenknochen und dem breiten Mund zeigte einen Anflug von Rouge. Die Augenfarbe konnte Jane nicht deutlich bestimmen. Sie changierte, sah immer gleich aus, und Francine kippte ihre hochgestellte Sonnenbrille vor die Augen.

Unter der offenen und gefütterten Lederjacke trug sie einen

lachsfarbenen Kaschmirpullover, der oben am Hals mit einem angedeuteten Rollkragen abschloß.

»Darf ich mir zuvor andere Schuhe anziehen?«

»Bitte, ich warte im Kaminzimmer auf dich. Und noch etwas, komm schnell zurück, es ist wichtig.«

Jane schaute gegen die dunklen Gläser. Dahinter sah sie nichts, aber sie fragte sich, was Francine Joy überhaupt wußte und wieso sie es erfahren hatte.

»Bis gleich«, sagte Jane und ging mit schweren Schritten davon. Sie kam sich in ihren Tretern vor wie jemand, der in den Weltraum geschickt wurde und durch das Tragen von Bleischuhen versuchte, die Schwerelosigkeit zu überwinden.

Jane war die Schlafwandlerin, die Halle ein Stück All. Jane schwebte hindurch, die Gedanken trugen sie fort. Im breiten Lift erst wachte sie wieder auf. Sie hatte automatisch den Knopf zur vierten Etage gedrückt, wo auch ihr Zimmer lag.

Es war überheizt. Für einen Moment öffnete sie die Balkontür und ließ Kälte herein.

Automatisch befreite sie sich von ihrer Skikleidung. Im Bad fand sie auf einem Rost Platz, wo sie auch trocknen konnte. Aus dem Koffer holte Jane einen schwarzen Pullover mit bestickten Blumenmotiven aus Gold. Sie entschied sich für eine helle Hose und Stiefeletten, die auch Schnee aushielten. Automatisch nahm sie den weitgeschnittenen Kaschmirmantel mit. Das helle Gelb des Stoffes leuchtete wie eine allmählich blaß werdende Sonne.

Locker lag der Mantel über dem Arm, als sie das Zimmer verließ. Die Haut brannte leicht von der Sonne, die Lippen brauchten Creme. Das alles war für Jane Collins so unwichtig geworden. Ihre Gedanken galten einzig und allein der Person namens Francine Joy.

Sie war zu ihr gekommen, wie von einem Strahl geleitet. Sie wollte mit ihr reden, und auch Jane war ihretwegen nach Arosa gefahren. Zwei Fremde hatte der Zufall zusammengeführt.

Jane ging aus dem Lift. In der Halle herrschte Hochbetrieb. Es gab zahlreiche Fahrer, die am Mittag ins Hotel einkehrten und dort etwas aßen. In den Hütten war es meist zu voll.

Jane drückte sich an den Urlaubern vorbei. Wortfetzen umschwirrten sie. Die Leute waren high und happy. Das wunderbare Wetter ließ sie alles andere vergessen.

In der Kaminhalle war es ruhiger. Ein älteres Ehepaar saß nahe des flackernden Feuers und trank Kaffee. Francine Joy hatte ihren Platz vor einem der großen Fenster gefunden. Durch die Scheibe konnte sie gegen die schneebedeckten Berge schauen. Der Flügel am Eingang zur kleinen Bar stand verwaist.

Auch Francine trank Kaffee. Sie drehte Jane den Rücken zu. Als sie

die Tasse anhob, erkannte die Detektivin, daß die Fingernägel der Frau unterschiedlich lackiert waren. Zumeist in dunklen Farben.

Die hellste zeigte ein Ochsenblutrot.

»Setz dich zu mir.« Sie lud Jane Collins ein, ohne sie überhaupt kommen gehört zu haben.

»Kannst du alles spüren, was in deiner Nähe abläuft?« fragte Jane. Sie wunderte sich darüber, wie locker ihr das Du über die Lippen floß.

»So ähnlich.«

Jane nahm den zweiten Stuhl. Francine saß rechts neben ihr. Beide Frauen schauten auf die prächtige Landschaft und hatten dabei ihre Beine ausgestreckt.

»Ein Traumwetter«, murmelte die TV-Aphrodite.

»In der Tat.«

»Wir haben es verdient.«

Jane hob die Schultern. Hinter dem Nacken verschränkte sie die Hände. »Weshalb hast du mich angesprochen?«

Francine hob die Schultern. »Weißt du, Jane, ich habe dich gespürt. Ja, ich habe gespürt, daß jemand eingetroffen ist, dessen Seele eine gewisse Verwandtschaft zu der meinen aufweist. Wir beiden sind seelenverwandt, Jane.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Doch, denn in dir flackert etwas.«

»Zum Beispiel?«

»Eine Flamme. Eine winzige Flamme. Ich würde sie als das Feuer des Anderssein bezeichnen.«

»Ich schaue mich an und finde, daß ich nicht anders bin als die übrigen Frauen.«

»Vom Äußeren schon, Jane.«

»Und weiter?«

»Aber nicht von deinem Leben, von deinem Schicksal her. Diese Linie ist anders verlaufen als bei den meisten Menschen.«

Jane lächelte dünn. »Woran könnte das wohl liegen?«

»Ich weiß es nicht genau.«

»Möglicherweise an meinem Beruf.« Sie hatte beschlossen, die Karten auf den Tisch zu legen. »Ich bin Privatdetektivin. Hättest du das gedacht, Francine.«

»Nein, aber es überrascht mich nicht. Wenn ich spüre, daß mir jemand ähnlich ist, dann finde ich automatisch den Weg zu ihm, obwohl ich, wie du weißt, keine Privatdetektivin bin.«

»Was bist du dann? Ich meine nicht deine Sendung, die du beruflich moderierst…«

»Eine Hexe, Jane!« Sie gab die Antwort und schaute nach wie vor geradeaus, als hätte sie Furcht davor, Jane Collins direkt in das Gesicht zu blicken. »Ich bin eine Hexe.«

»Das ist in der Tat außergewöhnlich.«
»Finde ich auch.«
»Und weiter?«
»Hexen zu Hexen…«
Jane hob beide Arme und ließ sie wieder fallen. Ihre Handflächen landeten auf den Oberschenkeln.
»Entschuldige. Willst du damit sagen, daß du mich ebenfalls zu den Hexen zählst.«
»Was deine Ausstrahlung anbetrifft, ja.«
»Da irrst du dich!«
»Sorry, Jane, aber meine Gefühle haben sich nie geirrt. Sie sind wie Seismographen, sie merken alles. Ich bin davon überzeugt, so etwas wie eine Schwester neben mir sitzen zu haben.«
Jane ließ sich Zeit mit der Antwort, und auch Francine störte sie nicht beim Nachdenken. »Und wenn es tatsächlich so wäre?« fragte sie sehr leise nach.
»Dann darfst du dir gratulieren, daß ich dich gefunden habe, meine Liebe.«
»Oh, eingebildet bist du gar nicht.«
»Das hat damit nichts zu tun, Jane. Ich bin nur anders als die meisten Menschen, so wie du. Und ich habe gespürt, daß etwas negatives über dir schwebt.«
»Kannst du da deutlicher werden?«
»Gern. Es ist eine Gefahr, die dich umgibt, und die sich immer stärker zusammenzieht. So etwas kann ich fühlen, und deshalb will ich dich auch warnen. Oder mich dir anbieten als Schutz.«
Jane hob die Augenbrauen. Sie wollte die neue »Freundin« nicht vor den Kopf stoßen und sagte nach einer Weile des Nachdenkens: »Das finde ich irgendwie toll von dir, daß du mich beschützen willst. Aber denkst du nicht, daß ich auf mich selbst achtgeben kann?«
»Das schon.«
»Wo siehst du dann das Problem?«
»In der Fülle deiner Feinde.«
Jane setzte sich starr hin. Wer so redete, der mußte einfach Bescheid wissen. Urplötzlich schoß das Mißtrauen in ihr hoch. Sie dachte an eine Verbindung zwischen Costello und Francine Joy. Und sie wußte auch, daß auf dieser Welt nichts unmöglich war.
Francine legte eine Hand auf Janes Unterarm. »Bitte, was hast du? Was ist mit dir?«
»Ich wundere mich. Wieso habe ich hier in Arosa Feinde? Ich bin allein gekommen.«
»Die negative Aura umgibt dich.« Die Antwort kam spontan. »Sie ist für mich spürbar. Sie ist wie ein Signal, das du ausstrahlst und dem ich einfach nicht entkommen kann. Auch wenn es dir schwerfällt, aber

du mußt es mir einfach abnehmen.«

Jane hob die Schultern. »Möglicherweise hast du recht. Vielleicht brauche ich auch Beweise.«

»Dann kann es zu spät sein.«

Scharf drehte sie den Kopf. Sie schaute der Frau ins Gesicht, die ihrem Blick nicht auswich. »Was weißt du, zum Teufel? Weshalb hast du mich angemacht?«

»Bitte, Jane.« Sie redete sehr drängend. »Nicht so laut. Es ist nicht einfach, glaube es mir. Ich habe dich hoffentlich überzeugen können. Ich will mich nicht wiederholen. Ich weiß, daß du dich in einer schrecklichen Gefahr befindest. Gib es endlich zu!«

Jane überlegte. Trauen oder nicht trauen? Costello wohnte im Ort. Sie wußte nicht, wie viele seiner Killer er mitgebracht hatte. Daß sie jedoch da waren, stand fest. Und Jane war allein.

»Du hast dich nicht geirrt. Man ist zu mir gekommen und riet mir, mich aus dem Ort zurückzuziehen.«

Das Lächeln der Frau zeigte Erlösung. »Die beiden Kerle an der Eisbar draußen.«

»Du weißt es?«

»Ich hatte dich beobachtet.«

Wahnsinn! schrie es in Jane. Sie hat mich beobachtet. Eigentlich hätte es umgekehrt sein müssen.

Das ist verrückt, das ist nicht mehr normal. Alle Regeln wurden auf den Kopf gestellt, und sie dachte daran, daß noch wer weiß etwas passieren würde.

»Wie lange schon?«

»Seit heute morgen. Ich ließ dich auch nicht aus den Augen, als du deine Tour machtest. Du bist auch angerufen worden, und jetzt wird es für uns Zeit.«

»Was meinst du damit?«

»Wir sollten gehen.«

»Schön - und wohin?«

»Zu mir. Ich habe ein Haus gemietet, ein kleines Chalet.« Francine lächelte dünn. »Aber das wirst du ja bereits wissen, denn du hast dich in seiner Nähe aufgehalten.«

»Gratuliere, Francine, perfekt.«

»Nicht ganz.« Sie stand auf. Den Kaffee hatte sie bereits bezahlt. »Dann komm.«

»Ich möchte dir noch etwas sagen.«

»Bitte.«

Jane drückte sich hoch und lächelte. »Morgen erwarte ich den Besuch eines Freundes.«

Die Joy legte den Kopf schief. »Was stört es mich, Jane?«

Log sie, schauspielerte sie? Wußte sie darüber Bescheid, daß John

Sinclair kam?

»Was ist, Jane?«

»Nichts, gar nichts. Ich habe nur nachgedacht.«

»Das sah man dir an.« Sie legte der Detektivin einen Arm um die Schulter. »Es wird dir bei mir gefallen, Mädchen. Dort sind wir ganz unter uns.«

»Das glaube ich auch.« Jane ging wie eine Schlafwandlerin neben der Joy her. Es gefiel ihr nicht, daß diese Frau so etwas wie Macht über sie bekommen hatte, ändern aber konnte sie es nicht.

Vor dem Hotel streifte sie ihren Mantel über. Trotz des wärmenden Kaschmirs fror sie und zitterte sogar.

Das lag nicht allein an der Kälte. Es kam auch die Angst vor der Zukunft hinzu…

***

Logan Costello konnte auf vieles verzichten, nur auf sein Essen nicht. Es mußte zudem italienisch sein, und ein Wein aus der Toscana gehörte immer dazu.

Das Essen ließ er sich aus dem besten Restaurant in sein gemietetes Haus kommen.

An diesem Mittag aß er Fisch, der in irgendwelche Gewürzblätter eingewickelt worden war. Dazu gab es Nudeln und einen kleinen Salat. Der Wein stammte aus Sizilien, ein frischer Weißer, er paßte hervorragend. Und Costello genoß das Essen.

Alles hätte so herrlich sein können, bis auf diese verfluchten Kleinigkeiten, die allerdings, wenn er Pech hatte, zu einer Lawine anwuchsen.

Sinclair, die Collins und die Triaden!

Natürlich hatten die verdammten Asiaten ihm schon den nötigen Druck gemacht. Er kannte sich aus, er wollte nur nichts zugeben. Er mußte sein Reich verteidigen, sich aber mit Sinclair zu verbünden, der ihm noch eine Spionin nachgeschickt hatte!

Die Collins nervte ihn, und Costello wußte auch, daß die Blätter noch nicht ausgereizt waren. Nicht einmal die Hälfte war aufgedeckt worden. Er hatte seine Männer losgeschickt, um die Collins zu warnen. Das hatten sie getan. Nur glaubte er persönlich nicht daran, daß es etwas fruchtete. Dieses Weib war einfach nicht zu packen, und deshalb würde er zu härteren Maßnahmen greifen müssen, um Sinclair gegenüber eine gute Verhandlungsposition zu haben.

Mit Weißbrot wischte er den letzten Rest der Soße vom Teller ab, schluckte, spülte mit Wein nach und dachte daran, sich den Grappa servieren zu lassen.

Sein Blick verlor sich in der schneebedeckten Ferne der Alpen, als er aus dem großen Fenster schaute. Unten standen zwei seiner Männer

und paßten auf. Ihre Waffen hatten sie unter den langen Mänteln verborgen. Ein Freund aus der Schweiz hatte die Crew mit den nötigen Schußwaffen versorgt.

Nach dem Klopfen, das ihn aus seinen Gedanken riß, betrat ein Butler das Zimmer.

»Was gibt es denn?«

»Sie sind wieder zurück.«

»Wie schön. Sie sollen reinkommen.«

Die beiden Mafioso betraten den Raum. Die Sonnenbrillen hatten sie abgenommen und präsentierten ihre Gesichter, die aussahen wie gefühllose, kalte, bleiche Flächen, in die jemand Augen hineingedrückt und vergessen hatte, ihnen Wärme zu geben. Er bot ihnen keinen Platz an, schaute in die emotionslosen Gesichter und nickte.

»Wir haben mit ihr gesprochen.«

»Und?«

»Sie ging.«

»Was heißt das?« Costello merkte, daß sein graues Betongesicht allmählich rot wurde.

»Sie wird wohl nicht verschwinden, Capo mio.«

Costello verzog die Lippen. »Dieses verdammte Weib! Was die sich überhaupt einbildet?«

»Sie war nicht allein.«

»Was heißt das?«

»Jemand hielt sich bei ihr auf. Eine Frau kam zu ihr. Wir haben es beobachtet.«

»Kennt ihr sie?«

»Nein.«

»Was wißt ihr noch?«

Da grinsten die Killer. »Wir wissen sehr genau, wo sie wohnt. Und sie hat die Collins mit in ihr Haus genommen. Das kam uns so vor, als wollte sie das Weib schützen.«

»Vor uns?«

»Wir haben nicht nachgefragt. Es ist schon rätselhaft. Wir sollten hingehen und sie uns holen.«

Costello dachte eine Weile nach. »Si, das wird wohl am besten sein. Aber nicht sofort. Wartet noch ein paar Stunden, dann kehrt die Dämmerung ein. Geht hin und holt sie euch.«

»Was ist, wenn sie Widerstand leisten.«

»Der wird gebrochen?«

»Hart?«

Costello hatte bisher durch die Scheibe geschaut. Jetzt flirrte er herum. »Sehr hart sogar!« erwiderte er. »Ich will hier endlich reinen Tisch machen, zum Teufel!«

Die beiden Killer verbeugten sich vor ihrem Chef. Als sie verschwanden, lächelten sie…

Logan Costello ließ sich einen Grappa bringen…

***

Es war wie ein Traum gewesen. Sie hatte den schweren Wein getrunken und war eingeschlafen.

Irgendwann war sie wieder erwacht, herausgestiegen aus einer Tiefe, die sie nicht hatte ausloten können. Sie hatte die Augen geöffnet, sie wieder geschlossen, weil das eine Umgebung war, die ihr fremd vorkam.

Jane Collins versuchte nachzudenken, doch zu viele Gedanken irrten noch durch ihren Kopf.

Sie sah das Licht der Kerzen, das flackernd und geheimnisvoll durch den Raum strich, und sie spürte plötzlich den Stich in ihrer Brust, als sie an sich herabschaute.

Sie trug andere Kleidung!

Ein schwarzes, korsettartiges Oberteil mit einem sehr breiten Ausschnitt, der die Brüste kaum bedeckte. Das Kleidungsstück bestand aus einem sehr dünnen Stoff, der sich anfühlte wie Leder, und er ließ die Schultern frei. Das Oberteil endete am Schritt und war dort durch Bänder mit zwei Stiefeln verbunden.

Jane faßte sich an den Kopf. Sie wollte es einfach nicht wahrhaben, daß man sie auf eine derartige Art und Weise manipuliert hatte. Das konnte nur Francine getan haben.

Ja, Francine Joy, die Hexe, die neue Hexe, wie sie sich selbst nannte.

Wo steckte sie?

Jane schaute zum Fenster. Draußen hatte der Schnee eine etwas bläuliche Färbung bekommen, ein Zeichen dafür, daß die Schatten der Dämmerung in das Hochtal fielen. Demnach hatte sie über Stunden hinweg geschlafen und sich völlig in der Gewalt der anderen Person befunden. Ihr Herz klopfte schneller, als sie daran dachte und dann auf das schaute, was neben ihr lag.

Es war eine Pistole!

Ungewöhnlich geformt. Eine Waffe wie aus einem SF-Film und hergestellt von einem phantasievollen Tricktechniker. Sie bestand auch nicht aus Metall, sondern aus einem sehr leichten Kunststoff.

Nie zuvor hatte sie eine derartige Waffe gesehen.

Jane folgte einem inneren Zwang. Sie mußte die Waffe einfach an sich nehmen und war zufrieden, daß sie so gut in ihrer Hand lang. Als wäre sie für sie geschaffen worden.

Hinter ihr knarrte eine Tür. Blitzschnell wirbelte Jane herum. Sie legte die Waffe an, aber sie sah kein Ziel. Nur die Tür schwang langsam auf, wie von unsichtbaren Händen geleitet. Dahinter lag der

dunkle Flur, an den sich Jane erinnerte, und aus dieser Dunkelheit hervor drang eine Stimme an ihr Ohr.

Sehr weiblich, sehr sanft, die Stimme der TV-Moderatorin Francine Joy. »Willkommen im Chalet der Hexen, Jane…«

ENDE des ersten Teils